

"Es war moderne Sklaverei": erste Ergebnisse des lebensgeschichtlichen Dokumentationsprojekts zur Sklaven- und Zwangsarbeit

Plato, Alexander von

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Plato, A. v. (2007). "Es war moderne Sklaverei": erste Ergebnisse des lebensgeschichtlichen Dokumentationsprojekts zur Sklaven- und Zwangsarbeit. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 20(2), 251-290. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-270364>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

„Es war moderne Sklaverei.“

Erste Ergebnisse des lebensgeschichtlichen Dokumentationsprojekts zur
Sklaven- und Zwangsarbeit*

Alexander von Plato

1. Vorbemerkung über Geschichte und erfahrene Geschichte

Wie unterschiedlich offenbart sich Geschichte, insbesondere die Geschichte von Verfolgungen, wenn man sie aus der Perspektive der Aktenüberlieferung betrachtet oder aus der Sicht derer, die sie erlebten. Manchmal widersprechen sich „Realgeschichte“ und „erfahrene Geschichte“ sogar. Die Zwangsarbeit des nationalsozialistischen Deutschland im Zweiten Weltkrieg beispielsweise hatte – fasst man es abstrakt – drei große Ziele: erstens die Ausbeutung von Millionen Zivilisten vor allem aus den besetzten Gebieten für die Kriegswirtschaft; zweitens die billige Unterbringung, Ausnutzung und Schwächung bis hin zum Tod von Kriegsgefangenen vor allem aus der Sowjetunion, aus Frankreich, Polen und Italien (die italienischen Militärinternierten¹); und drittens die rassistisch motivierte Auspressung der Arbeitskraft bis hin zur Ermordung von Juden sowie von Roma bzw. Sinti.

Diese Ziele liefen in ihrer Umsetzung nicht immer konform: Ökonomische Rationalität und Tötung von Arbeitskräften scheinen sich zu widersprechen. Aber die Nazis

* Vom Herbst 2004 bis zum Februar 2007 führte das Institut für Geschichte und Biographie der Fernuniversität Hagen im Auftrag der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ eine Befragung ehemaliger Zwangs- und Sklavenarbeiter durch. In Zusammenarbeit mit 32 Institutionen konnten annähernd 600 lebensgeschichtliche Interviews in 27 Ländern geführt werden. Außer am Institut für Geschichte und Biographie ist der Bestand am Center für Digitale Systeme der Freien Universität Berlin zugänglich, wo derzeit eine Online-Plattform entwickelt wird. Eine Projektdokumentation aus 28 Länderberichten und fünf Beiträgen zum Gesamtbestand bzw. speziellen Fragestellungen erscheint in Kürze im Böhlau Verlag (Wien) unter dem Titel: „Hitlers Sklaven. Internationales lebensgeschichtliches Dokumentationsprojekt zur Sklaven- und Zwangsarbeit“, herausgegeben von Alexander von Plato, Almut Leh und Christoph Thonfeld. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages drucken wir in diesem Heft vorab drei Beiträge. Vgl. zur Anlage und Durchführung des Projektes auch den Beitrag von Almut Leh und Henriette Schlesinger: Ein Denkmal für die Verfolgten. Die Sammlung von Lebensgeschichten ehemaliger Sklaven- und Zwangsarbeiter, in: BIOS 1/2007, 138-152. (Anm. der Red.)

1 Um die 700.000 italienische Militärinternierte wurden nach dem Waffenstillstand vom 25. September 1943 nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert, so Viviana Fraenkel und Doris Felsen in ihrem Italien-Aufsatz in diesem Band. Mark Spoerer, neben Ulrich Herbert der wichtigste Autor zur Geschichte der Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg, spricht dagegen von 495.000 italienischen „Kriegsgefangenen“, von denen 460.000 in den Zivilstatus versetzt worden seien. (In: Lutz Niethammer: Von der Zwangsarbeit im Dritten Reich zur Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, in: „Gemeinsame Verantwortung und moralische Pflicht“. Abschlussbericht zu den Auszahlungsprogrammen der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, hg. von Michael Jansen und Günter Saathoff, Göttingen 2007, 23).

schätzten die Schaffung einer „rassisch reinen“ oder „judenfreien Volksgemeinschaft“ in einer europäischen Raumordnung letztlich höher als die ökonomische Effizienz.

So nüchtern und abstrakt eine solche Widerspruchsbeschreibung erscheint, so hautnah begegnen uns diese Gegensätze in persönlichen Lebensberichten über die Zwangsarbeit als Trennung von den Familien und von der Heimat oder deren Verlust für immer, als Abtransport „wie Vieh“ in eine fremde Welt, als Arbeitszwang ohne wesentliche Rechte mit kleinen bis großen bössartigen Demütigungen und mit immer wiederkehrenden sexuellen Belästigungen oder sogar Vergewaltigungen, als fürchtbare Schwächung, als brennender Hunger oder als lebensgefährliche Bedrohung, als schreckliche Verluste von ermordeten Freunden und Verwandten, aber auch als Hoffnung auf ein Entkommen vor der Vernichtungsmaschinerie insbesondere bei den rassistisch Verfolgten, die ahnten oder wussten, dass die Nazis sie jederzeit umbringen könnten, und deshalb (zumeist vergeblich) hofften, über die Arbeit ihr Leben retten zu können.

Statistiken sagen im Gegensatz zu lebensgeschichtlichen Befragungen nichts oder wenig über die persönliche Erfahrung, über die individuelle Verarbeitung und die Folgen der Sklaven- und Zwangsarbeit für das weitere Leben. Aus Statistiken erfährt man nichts über „typische“ Weisen des Zurechtkommens mit dieser Erfahrung je nach geschlechtsspezifischer, religiöser, politischer oder nationaler Disposition. Allenfalls lassen sie etwas davon ahnen. Statistiken können keine Muster der Verarbeitung aufzeigen, die aber Bedeutung haben für die Erinnerungskulturen und für die Gesellschaften der Nachkriegszeit in den einzelnen Ländern. Hier liegen die Hauptaufgaben und auch die wesentlichen Stärken der Oral History wie der qualitativen Forschung überhaupt.

Entsprechend den Zielen der nationalsozialistischen Politik des „Kriegseinsatzes von Fremdarbeitern“ lassen sich vier große Gruppen von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen unterscheiden, die auch in der hier vorgelegten Forschung und Dokumentation entscheidende Rollen spielen:

- Die über eine Millionen rassistisch Verfolgten, zumeist Juden, aber auch Roma und Sinti („Zigeuner“), die als heute so genannte Sklavenarbeiter und -arbeiterinnen zunächst im Reich, dann auch in den besetzten Gebieten oder irgendwo in Arbeits- oder KZ-Außenlagern, in Ghettos oder KZ und ähnlichen Lagern unter häufig lebensbedrohlichen Bedingungen mit hoher Todesrate arbeiten mussten oder als KZ-Häftlinge an Privatfirmen, besonders an die Rüstungsindustrie im Reich oder in der unmittelbaren Umgebung ausgeliehen bzw. verkauft wurden;
- die ca. 700.000 anderen KZ-Häftlinge, ebenfalls Sklavenarbeiterinnen und Sklavenarbeiter, darunter unter anderen die „Politischen“, die Gegner deutscher Besatzungspolitik, so genannte Asoziale, Homosexuelle;
- die 4,585 Millionen Kriegsgefangenen, von denen ca. 885.000 in den Zivilstatus versetzt worden waren, darunter 205.000 Polen, 220.000 Franzosen und 460.000 Italiener, aber nur einige Tausend sowjetische Kriegsgefangene; von den 5,7 Millionen sowjetischen Soldaten, die in deutsche Kriegsgefangen-

schaft gerieten, kamen rund 3,3 Millionen um, also ca. 58 Prozent², die restlichen mehr als 2 Millionen wurden zumeist als Zwangsarbeiter ausgebeutet, ebenso wie die in den Zivilstatus versetzten Kriegsgefangenen aus anderen Ländern;³

- und die mehr als 8,435 Millionen Zivilarbeiter und -arbeiterinnen, überwiegend aus Osteuropa.⁴

Die große Masse der Deutschen, die im Kriege dienstverpflichtet wurde oder zu Schanzarbeiten im Reichsarbeitsdienst gezwungen worden war (vermutlich fast 23 Millionen), bleibt hier unberücksichtigt. Auch diejenigen Ausländer, die in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre, den deutschen Werbem folgend, als „Fremdarbeiter“ ins Deutsche Reich gekommen waren, wurden in unseren Befragungen nur dann berücksichtigt, wenn sie auch im Krieg in Deutschland arbeiteten und im weiteren Kriegsverlauf viele ihrer vormaligen Rechte verloren.

Wir haben aus diesen Millionen Sklaven- und Zwangsarbeitern nur ca. 600 Stimmen aus 27 Ländern aufnehmen können, die Menschen gehören, die damals jung waren. Die meisten Sklavenarbeiter und -arbeiterinnen sind umgebracht worden, viele damals alte sind seitdem gestorben, die meisten ohne die Chance, eine Botschaft zu hinterlassen. Dennoch sind diese 600 Stimmen tief beeindruckend in der Verschränkung von persönlichem Schicksal und individueller Erfahrung einerseits und der im Großen geplanten nationalsozialistischen Kriegs- und Vernichtungspolitik sowie ihrer Umsetzung andererseits.

Eine einzelne Stimme, die uns von den Schrecknissen der Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg oder auch von positiven Erfahrungen mit Deutschen berichtet, scheint allein, subjektiv, kaum glaubhaft. Ein Chor solcher Stimmen ist vielstimmig wie ein Sprechgesang, überzeugend in seiner Vielfalt, bestürzend in den Geschichten über die Beteiligung ganz normaler Menschen an der Demütigung, an der Ausbeutung, Unterdrückung oder Ermordung, plausibel aber auch in den Erzählungen, die „Positives im Negativen“ enthalten, wie Solidarität, selten sogar Liebe, überzeugend aber auch in seiner Grundbotschaft des „Was Menschen Menschen antun können“, wenn staatliche und gesellschaftliche Bedingungen Rassismus und brutalen Eigennutz nicht nur erlauben, sondern nahe legen oder gar belohnen. Und dieses „Wehe, wenn ...“ klingt für unsere Ohren – nur ein oder zwei Generationen später – in der Tat wie aus weit vergangenen Zeiten. Kaum vorstellbar, dass diese Stimmen Menschen gehören, die

2 Christian Streit, der bereits seit 30 Jahren als Pionier an der Geschichte der Kriegsgefangenen, besonders der sowjetischen, arbeitet (Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945. Stuttgart 1978) wiederholte jüngst diese Zahlen und fügte hinzu, dass bis zum 1. Februar 1942 bereits um die 2 Millionen Rotarmisten gestorben waren. Vgl. seinen Vortrag zur Zwangsarbeit der sowjetischen Kriegsgefangenen in der Arbeiterkammer Wien am 28. Juli 2007 im Rahmen der Holocaust Studies Tagung „Arbeit und Vernichtung“. Die Vorträge dieser Tagung sind im Original zu hören und zu sehen unter http://www.vwi.ac.at/aktagung/starttagung_ak.htm.

3 Nur einige Tausend sowjetische Kriegsgefangene sollen in den Zivilstatus versetzt worden sein. Insgesamt hätten von den ca. 4,6 Millionen zur Zwangsarbeit herangezogenen Kriegsgefangenen 3,425 Millionen überlebt (Mark Spoerer, a.a.O., 25).

4 Mark Spoerer ebd., 25. Ulrich Herbert ging jüngst in seinem Vortrag „Arbeit und Vernichtung. Über Konvergenzen und Widersprüche nationalsozialistischer Politik“ in der Arbeiterkammer Wien am 27. Juli 2007 im Rahmen der Holocaust Studies Tagung „Arbeit und Vernichtung“ von geringeren Zahlen aus: 5 bis 6 Millionen Zivilarbeiter und -arbeiterinnen (ebd.).

vor nur etwas mehr als 60 Jahren, nicht einmal vor einem Jahrhundert, im Zweiten Weltkrieg zur Sklaven- und Zwangsarbeit gepresst worden waren. In diesem und nur in diesem Sinne klingt dieser Chor heute wie ein archaischer Sprechgesang. Schon bei erster genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch die Modernität der Verfolgungsapparate, der Organisation der Transporte aus den besetzten Gebieten zumeist in Zügen oder auf LKW, der Bewaffnung der Unterdrücker und Mörder, die Modernität auch der Vernichtungsmethoden bei Erschießungen und Vergasungen.

Manchmal entsprachen die Mordmethoden aber archaischen Schlächtereien mit Messern, Beilen, Äxten und Spitzhacken, wie sie uns bosnische Roma aus dem Konzentrationslager Jasenovac berichten⁵, oder mit Keulen, wie es Überlebende des KZ Mauthausen und seines Steinbruchs erzählen. Diese Berichte schildern Extremfälle, die ähnlich auch in den Zeugnissen von Holocaust-Überlebenden, die im Rahmen dieses und anderer Projekte befragt wurden, zu finden sind.

Ähnliche Bedrohungen, Brutalitäten, Ausbeutungen und entsprechende Todesängste – und das ist bisher weniger dokumentiert – kann man bei der zweiten großen Gruppe mit der nächsthöchsten Todesrate nach den Ermordeten in den Vernichtungslagern, nämlich bei den Kriegsgefangenen, insbesondere bei den sowjetischen ausmachen. Eine größere Bandbreite in der Behandlung, darunter auch einige positive Erfahrungen, sowie Relativierungen der Einzigartigkeit ihrer Verfolgungen finden sich in den Darstellungen der Zivilarbeiter und -arbeiterinnen.

Allein schon die persönliche Dimension macht die Berichte aus 27 Ländern und die Interviews mit Sklaven- und Zwangsarbeitern beiderlei Geschlechts für die Erwachsenen- und besonders für die Jugendbildungsarbeit fast unverzichtbar, wenn es um den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg geht. Im Gegensatz zu vielen historiografischen oder medialen Präsentationen wurden hier diese persönlichen Berichte in den Zusammenhang der nationalsozialistischen Kriegspolitik, des Vormarsches, der Besetzung und der deutschen Verwaltungen in den okkupierten Gebieten sowie der späteren nationalen Erinnerungskulturen gestellt.

2. Die Vielfalt der erzählten Erinnerungen und die Spuren für die Wissenschaft

Es ist die Vielfalt der Geschichten und Schicksale, die bei der Durchsicht der Interviews ins Auge springt: die Odysseen von der Heimat über den Transport bis zur Unterbringung und Arbeit in der Fremde, sei es in Arbeitslagern bei Betrieben oder in der Organisation Todt (OT)⁶, sei es bei bäuerlichen Familien, sei es in Gefangenen-, Straf- oder in Konzentrationslagern, die Unterschiedlichkeit der Erlebnisse in Deutschland oder in den besetzten Gebieten, die Belästigungen oder Vergewaltigungen von Mädchen und Frauen, die Verschiedenheit der Behandlungen durch deutsche Kollegen, Wachmannschaften, öffentliche Behörden, durch „Arbeitgeber“, ihre Angestellten und Meister in der Industrie, durch Bauern, Kirchenräte oder Beamte, durch Militärs, Gestapo, reguläre Polizei oder volksdeutsche Hilfspolizisten.

5 So Husnija A. aus Bosnien, die heute als „geduldete“ Ausländerin in Berlin lebt. Vgl. den Artikel von Birgit Mair über bosnische Roma in diesem Band.

6 Organisation Todt (OT), genannt nach dem früheren Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen (1933) und späteren Reichsminister für Bewaffnung und Munition (1940) Dr. Fritz Todt. Die OT war zuständig für die Instandhaltung und den Wiederaufbau kriegswichtiger Anlagen und der Infrastruktur. Bis zu 800.000 Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen sollen bei der OT gearbeitet haben, zum Teil unter extremen Arbeitsbedingungen.

An kaum einer anderen Stelle der nationalsozialistischen Politik und Verfolgung fällt der Umfang der Nutzung und der Beteiligung großer Teile der deutschen Bevölkerung so auf wie im Feld der Zwangsarbeit. Während die Mordmaschinerie zur Vernichtung der europäischen Juden und Roma sowie die dazugehörigen Lager möglichst von der deutschen Bevölkerung separiert wurden, war dies anders bei den so genannten Fremdarbeitern oder Kriegsgefangenen, wie die meisten sowjetischen, französischen und polnischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in der deutschen Bevölkerung genannt wurden. Ebenso sichtbar in der deutschen Gesellschaft waren die osteuropäischen Zivilzwangsarbeiter.

Wie einige Interviewte berichteten und wie es auch in einigen wissenschaftlichen Arbeiten deutlich wurde, traf die Zwangsarbeit zu Beginn erst einmal die politischen Häftlinge in Deutschland selbst, die nach dem Reichstagsbrand in Lagern konzentriert wurden. Auch für sie und besonders für die ersten, zugleich mit ihnen verhafteten Juden galt offensichtlich 1933 und in den ersten beiden Jahren nationalsozialistischer Repression, dass die Verfolgungsbehörden und das Wachpersonal noch nicht so einheitlich „nazifiziert“ oder von der SS durchsetzt waren wie später. Schon damals schien oder war Arbeit eine Möglichkeit, um den Brutalitäten der Wachmannschaften im Lageralltag zu entinnen. Und schon damals trafen die Gewalttaten oder auch die großen und kleinen Gemeinheiten vor allem Juden und so genannte Zigeuner. Solidarität seitens der „Politischen“, die zumeist ebenfalls brutale Gewalt erfahren hatten, scheint damals auch noch häufiger geübt worden zu sein als im Krieg.⁷

2.1 Vereinzelung der Zigeuner

Es gibt Erlebnisse über Zwangsarbeit und andere Verfolgungsmaßnahmen, wie ich sie bisher nicht in der wissenschaftlichen Literatur finden konnte: So schildert ein Sinto aus Ostpreußen, dass er, seine Geschwister und andere Zigeuner nicht nur vor Ort zu Zwangsarbeiten gezwungen, sondern einzeln auf verschiedene Orte verteilt wurden.

Reinhard F.: *Was die Zigeuner betraf, die durften nur in der Landwirtschaft arbeiten. Lernen (im Sinne einer Berufsausbildung) durften sie nicht. Also nur in der Landwirtschaft arbeiten.(...) Ich war der einzige Zigeuner da in dieser Ortschaft. Die haben die Zigeuner so vermittelt, dass immer, immer nur einer da war. Und dann waren Sie in der ganzen Ortschaft nur allein. ... Also ich hab' keinen Menschen gehabt, an den ich mich wenden konnte. Wenn da wenigstens noch ein einziger Zigeuner gewesen wäre, da hätte ich mich mit dem unterhalten können, nicht, aber ich war alleine und ich konnte mich mit keinem unterhalten. Und wenn ein Deutscher da war, der sich unterhalten wollte, der durfte es nicht. Zumindest nicht, wenn andere dabei waren.*⁸

In solcher Art Erzählungen wird die *heuristische Funktion*⁹ von Oral History besonders deutlich: Sie stößt die Wissenschaft auf Fragen, die bisher nicht untersucht wurden, lässt Spuren sichtbar werden, die in Widerspruch zu bisherigen Untersuchungen

7 Vgl. dazu meinen Aufsatz über Zwangsarbeit in Deutschland in diesem Band.

8 Reinhard F. aus Aschaffenburg/Deutschland, interviewt 2005 von Alexander von Plato und Elena Danschenko (Kamera).

9 Heuristik, abgeleitet aus der griechischen Mathematik, bedeutet übersetzt „Findekunst“.

der Verwaltungsakten stehen und denen dann als Arbeitshypothesen auch mit anderen methodischen Ansätzen nachgegangen werden kann. Diese Seite der Oral History wird besonders deutlich, wenn so viele Interviews wie hier versammelt wurden. Michael Zimmermann, ausgewiesener Spezialist zum Thema nationalsozialistischer Zigeunerpolitik, erklärte auf meine Frage nach der Zerschlagung von Roma-Familien und der Verteilung der Angehörigen auf verschiedene Orte und Dörfer entsprechend den Aussagen von Reinhard F., dass ihm zwar solche Fälle auch begegnet seien, Anweisungen dazu habe er aber nicht gefunden.¹⁰

2.2 Arbeit untergetauchter Juden

Obwohl unser Projekt vor allem um die Zwangsarbeit gruppiert war, stießen wir immer wieder auf Fälle der Arbeit „illegal lebender“ Jüdinnen und Juden oder Roma.

Ein Beispiel: Die Familie von Hedwig G. war assimiliert, und ihr Vater, ein Chemieprofessor aus Riga, Moskau und zuletzt Warschau, verstand sich als naturwissenschaftlich orientierter Atheist. Die Tochter H. dachte ähnlich, bekam dennoch als Jüdin – noch vor dem deutschen Angriff – von der Warschauer Universität einen „Judenstempel“ in ihren Studentenausweis. Sie versuchte mit ihrem ersten Mann vor den Nazis in die Sowjetunion zu entkommen, kehrte aber zurück, nachdem er von einer Erkundung an der polnisch-sowjetischen Grenze nicht wiederkam. Nachdem ihr Vater von der SS erschossen worden war, tauchte sie unter und arbeitete illegal unter falschem Namen als billige Arbeitskraft für verschiedene Firmen in Warschau.

Sie floh 1944 während des Krieges nach Leipzig zu dem deutschen Verwandtschaftsteil. Sie meinte – heute kaum glaubhaft –, dass sie als Jüdin in der polnischen Gesellschaft bei ihrem Aussehen und ihrem Akzent in Warschau gefährdeter gewesen sei als in Leipzig. Ein Onkel in Leipzig schmiss sie raus, denunzierte sie aber trotz einer solchen Drohung nicht, während eine Tante ihr half, bis zum Kriegsende auch während der Bombardierungen durchzukommen.

Dies ist einer der Fälle von *untergetauchten Juden*, die rechtlos waren und für wenig Lohn zu arbeiten hatten, die „natürlich“ in den Akten und Statistiken nicht als Zwangsarbeiter oder Zwangsarbeiterinnen geführt werden, aber auf die man in den *Oral-History-Interviews* immer wieder gestoßen wird. Ihre Geschichte zeigt überdies wie einige andere auch, dass die durch mündliche Befragungen erhaltenen Lebensberichte auch der Verfolgten vielfältiger sind, als sie nach Aktensicht oder politischen Vorannahmen erscheinen. Denn nach dem Krieg glaubte man Hedwig G. in einem jüdischen Berliner Auffanglager nicht, dass sie Jüdin sei, weil sie die jüdischen Feste nicht kannte. „Ich gehöre zu jenen, die Hitler zu Juden gemacht hat.“

Etwas anders gelagert ist die Erzählung von Regina L., die 1939 als junge Gymnasiastin mit ihrer Familie ins Warschauer Ghetto in eine „ekelhafte kleine Wohnung“ kam, in dem Vater und Mutter zu arbeiten versuchten, aber kaum in der Lage waren, genügend Essen zu erhandeln. Sie selbst wurde 1940 mit einer Schwester aus dem Ghetto „geschmuggelt“, als sie 14 Jahre alt war, musste sich illegal durchschlagen bei Handwerkern, einem Bauern und einem Kennkartenfälscher, die sie als billige Hilfe für alles ausnutzten, wurde von der Frau des letzten denunziert, im Gestapo-Gefängnis bei Krakow verprügelt und ins Arbeitslager bzw. KZ Plaschow (Plaszow)

¹⁰ Michael Zimmermann bei einem Vortrag im Institut für Geschichte und Biographie in der Reihe „Lüdenscheider Gespräche“ am 13. September 2006.

gebracht. Dort war sie schon „ausselektiert“, wurde aber durch eine Freundin gerettet, die sie um zwei Jahre älter machte. Dadurch kam sie auf die „richtige“ Seite, nämlich die der Arbeitsfähigen. Sie habe dann dort immer gearbeitet, vor allem im Haushalt eines SS-Führers. Anfang 1945 wurde Plaschow aufgelöst, und Regina L. wurde zu einer Odyssee gezwungen, die sie mal zu Fuß, mal auf offenen Viehwaggons bei eisiger Kälte mit vielen Toten und Erschießungen über Auschwitz-Birkenau, Bergen-Belsen und Gelsenau¹¹ in das KZ Mauthausen führte. Dort sollte sie im berühmten Steinbruch arbeiten, schaffte aber nicht einmal die hundert Stufen hinunter. Sie wurde dennoch nicht umgebracht und wenig später befreit. Danach ging sie nach Warschau zurück und machte sich auf die Suche nach ihren Verwandten: Alle waren ermordet worden. *Es ist das Allergrausamste, allein zurückzubleiben*, erklärte sie in einem Interview, das sie nicht zu Ende bringen konnte. In ihrem weiteren Leben kam sie mühsam zurecht, ihre Ehe war schwierig, Kinder hat sie nicht bekommen. Sie ist in den 1970er Jahren nach Deutschland gegangen in der Hoffnung auf Hilfe, die sie auch in Teilen erhielt, aber in größerem Maße erwartet hatte.

2.3 Sexuelle Belästigungen und Vergewaltigungen

Regina L. ist auch ein Beispiel für die sexuellen Belästigungen, die nicht nur untergetauchte Mädchen erfahren mussten, sondern auch von jenen jungen Frauen berichtet werden, die als zivile Zwangsarbeiterinnen bei Firmen oder Bauern arbeiten mussten. Maria K. aus Südrussland erzählt nur bei abgestelltem Tonband, dass der wahre Grund für ihren zwangsweisen Aufenthalt in einem Straflager die Denunziation eines Meisters war, dessen Nachstellungen sie nicht nachgab. Z.N. aus Serbien berichtet wie eine ganze Reihe anderer Frauen, dass sie die erzwungene Nacktheit bei der Ankunft in Lagern zumeist deshalb so demütigend empfand, weil auch uniformierte Männer dabei zuschauten.

In den persönlichen Erzählungen sind diese Berichte meines Erachtens häufiger als in der Aktenüberlieferung, obwohl es den befragten Frauen unangenehm und peinlich ist, darüber zu reden. Das wird besonders deutlich bei Andeutungen über Vergewaltigungen (übrigens nicht nur durch deutsche Männer, sondern auch durch sowjetische Soldaten bei der Heimkehr)¹².

Es gibt jedoch einige Beispiele dafür, dass Frauen nach dem Motto „Ich komme überall durch, denn Männer sind überall gleich“ männliche Hilfe nutzen konnten.¹³

2.4 Kinder und Familien

In den deutschen Akten sind Kinder unter den Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen relativ wenig zu finden; auch die Deportation ganzer Familien kann man fast nur angesichts gleicher oder ähnlicher Namen erahnen. In den mündlichen Berichten

11 Gelsenau war ein Frauen-Nebenlager von Flossenbürg, auch Venusberg genannt – häufig verwechselt mit Gellenau, einem Nebenlager von Groß-Rosen.

12 So Olga D. Sie stammte aus einem Gebiet, das 1939 zu Polen gehört hatte, dann von der Sowjetunion annektiert wurde; sie hatte von ihrem Vater von den Erschießungen der Juden aus der Nachbarschaft gehört. 1942 war sie nach Deutschland deportiert worden, wurde Anfang 1945 von der Roten Armee befreit, aber kurz danach von einem sowjetischen Offizier vergewaltigt, kam in ein Filtrierlager und wurde 1947 erneut verhört. Seitdem war ihr klar, dass man ihr „etwas anhängen wollte“.

13 Siehe den Aufsatz von Irina Scherbakowa in diesem Band.

dagegen tauchen sie mehrfach auf, manchmal als Schreckensgeschichte, manchmal als fast normale Kindheitsberichte.

So hat Elena M. aus Russland, die als damals Sieben- und Achtjährige mit ihrer Mutter auf einem großen Hof in Deutschland arbeiten musste, die Zeit dort als ganz furchtbar empfunden. Denn die Verwandten des Hofbesitzers, der an der Front war, die Mutter, die Ehefrau und der Bruder des Besitzers trugen jeweils mehrere Waffen an ihrem Körper und drohten, dass sie sie benutzen würden, und taten dies auch. Elena M wurde von der Ehefrau als Kindermädchen eingesetzt und immer wieder geschlagen. Einmal wurde sogar auf sie geschossen, weil die ältere Schwester des Kindes, auf das Elena M. aufpassen musste, behauptete, Elena hätte Schokolade gestohlen, die sie selbst aufgeessen hatte. Daraufhin floh Elena auf das Toilettenhäuschen, und die Chefin soll sogar einige Schüsse mit einer Maschinenpistole auf dessen Tür abgegeben haben. Seitdem war sie total erschrocken und verängstigt. *Es ist auf dem Hof schärfer zugegangen als in dem Lager, in dem sie untergebracht waren, sagt sie.*¹⁴

Diese Erzählung von Elena M. konterkariert die Geschichten anderer, die relativ ungeschoren aus der Zeit als Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auf dem Lande herausgekommen waren. Sie gehört zu jener Gruppe ländlicher „Fremdarbeiter“ beiderlei Geschlechts, die für ihr weiteres Leben traumatisiert wurden. Außerdem zeigt ihr Beispiel, dass die Gewalterfahrung gerade deshalb so bedrohlich und deprimierend war, weil sie von Individuen ausging, die keinem anonym uniformierten Wachpersonal eines Lagers angehörten.¹⁵ Dieses zeigt einmal mehr, dass der persönliche Kontakt zu Bauern oder Handwerkern nicht notwendig zu einem besseren Verhältnis zwischen Zwangsarbeitern bzw. Zwangsarbeiterinnen und Deutschen führte. Es erklärt auch, warum nach der Befreiung manche Bauern, Handwerker oder Unternehmer persönlich die Wut der Befreiten zu spüren bekamen und andere nicht.

Ihre Geschichte und die anderer führt uns auf die Spur von Kindern, ganzen Familien und halben Einwohnerschaften aus Dörfern oder Ortschaften, die gemeinsam nach Deutschland in eine Ortschaft oder dasselbe Lager verbracht wurden und hier arbeiten und leben mussten. So erging es zivilen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen aus Taganrog, Bezirk Rostow, in Südrussland, die nach Lüdenscheid in Südwestfalen transportiert wurden. Eine Generation später haben junge Lehrer aus dieser Ortschaft deshalb eine Partnerschaft zwischen beiden Städten angeregt, die nach einer längeren Vorgeschichte schließlich auch zustande kam. Die meisten der Kinder, die damals bei ihren Eltern waren, die Zwangsarbeit verrichten mussten, konnten zumeist die Hintergründe nicht einschätzen und fühlten sich einerseits bedroht und andererseits dennoch bei ihren Eltern zu Hause.

Auch Michail G. aus Mjadel in Belarus ist ein Beispiel dafür, dass eine ganze Familie aus dem Ghetto in Mjadel floh, in dem sie auch arbeiten musste. Der Vater wurde zum Straßenbau eingeteilt und konnte nur überleben, weil er sich bei den polnischen Arbeitern versteckte, als die Juden ausgesondert und erschossen wurden. Später kam seine Familie in das Ghetto von Dolginowo. Vor dessen Auflösung und

14 Vgl. den Aufsatz Frauenbiografien und Frauenerinnerungen an den Krieg von Olga Nikitina, Elena Rozhdestvenskaya und Victoria Semenova in diesem Band.

15 Ebd.

Vernichtung der dort inhaftierten Juden bis zum September 1942¹⁶ gelang der Familie und 30 anderen Juden ein Fluchtversuch durch die feindlichen Linien, durch das so genannte Tor von Surash, einer Frontlücke.¹⁷ Vater, Mutter und ein jüngerer Bruder von G. wurden aufgegriffen und erschossen. Etwa zweieinhalb Jahre lang versteckte sich Herr G. in den Wäldern. 1944 wurde er als Partisan aufgenommen. Bis zum Kriegsende, bei dem er erst 15 Jahre alt war, hatte er eine Reihe von Kampferfahrungen gegen die deutsche Wehrmacht hinter sich.

Ein deutscher Filmer, Helmuth Bauer, hat recherchiert, dass Daimler-Benz 1944/45 über 100 Kinder aus der Ukraine und Russland als „Hilfsarbeiter“ „allein in seinem Stammwerk Stuttgart-Untertürkheim eingesetzt hat. Dabei waren viele Kinder der Jahrgänge 1932, 1933 und 1934, obgleich die NS-Gesetzgebung eine Beschäftigung auch von ‚Russenkindern‘ unter 12 Jahren ausgeschlossen hatte.“¹⁸

In dem hier vorgestellten Projekt gibt es sogar eine Erzählung von Wladimir S. aus Weißrussland, in der von Kindern berichtet wird, die in einem Sanatorium zur Zwangsarbeit herangezogen worden waren, von denen eine große Zahl getötet wurde. Wladimir selbst konnte diesem Mord entkommen.¹⁹

2.5 Zum Verhalten der HJ

Der bereits zitierte Reinhard F. legte eine weitere Spur: Er berichtet über die *Gewalt und die Demütigungen durch Jungen aus der Hitlerjugend (HJ)*. Er sei einmal von seinem Chef, einem Gutsbesitzer, der ihn übrigens immer wieder geschlagen hätte, allein zu Fuß in eine Stadt geschickt worden, um Messer für die Mähmaschine zu besorgen. Auf dem Rückweg sei er von einer Gruppe Gleichaltriger aus der HJ angegriffen worden, die ihn so verprügelt hätte,

... bis ich nicht mehr konnte. Ich konnte, ich konnte nicht mehr schreien. Ich war schon vom Schreien müde. Dann hat der Führer gesagt: aufhören. Und da hat er seine Trillerpfeife rausgeholt, hat er gepfiffen und hat das Kommando gegeben, alle Mann hierher. Dann mussten alle Mann – alle Mann hierher – zum Wasser lassen. Dann hab’ ich da gelegen und – alle Mann hierher – und die haben Wasser gelassen. Das war eine große Sauerei, was sie gemacht haben, diese Jungs, in meinem Alter dazu. Die haben mir das Fürchten beigebracht, diese Jungs. Ich höre heute von Regierungsleuten – war letzgens einer da im Fernsehen. Er hat gesagt: „Ich hatte mit der ganzen Sache nichts zu tun. Ich war zu jung, dass ich damit irgendetwas zu tun gehabt habe. Ich war nur bei der Hitlerjugend. Das war alles, was ich war.“ Aber die Hitlerjugend hat es in sich gehabt. Das waren die gefürchtetsten Leute damals für uns. Die gefürchtetsten Leute.

¹⁶ Diese Hinweise verdanke ich dem Interview mit G., das Alexander Dalhouski führte. Im Ghetto in Dolginowo, Bezirk Wilejka wurden am 12.04.1942 neunhundert und im Juni 1942 zweitausend Juden erschossen. (Nationalarchiv in Minsk: Bestand 4, Verzeichnis 29, Akte 112, S. 456-457; B. 845, V. 1, Akte 63, S. 17; Nationalarchiv in Russland: B. 7021, V. 89, Akte 7, S. 27-35, 105) Vgl. auch den Aufsatz von Alexander Dalhouski in diesem Band.

¹⁷ Vgl. dazu auch Christian Gerlach, *Kalkulierte Morde*, Hamburg 1999, S. 131.

¹⁸ Vgl. den Antrag von Helmuth Bauer an die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, Ms. 2004, S. 2.

¹⁹ Das Interview mit Wladimir S. führte Alexander Dalhouski (Weißrussland) durch.

In der Tat wird die HJ von ihren früheren Mitgliedern zumeist als Organisation der Spielgemeinschaft, als Ort der Begegnung mit Kindern und Jugendlichen aus anderen gesellschaftlichen Schichten geschildert, als etwas veränderter Wandervogel-Verband, meistens unpolitisch, nicht rassistisch, allerdings mit militärischem Drill, Waffenausbildung und hierarchischer Ordnung. Wie diese Organisation aus der Perspektive der rassistisch Verfolgten, hier eines jugendlichen Zwangsarbeiters, wahrgenommen wurde und was dies über die Kultur in den nationalsozialistischen Jugendverbänden aussagt, findet sich nicht in der wissenschaftlichen Literatur über die HJ.²⁰

Auch andere berichten Ähnliches, so die russische Zwangsarbeiterin Taissa T., die auf dem Lande arbeitete, untergebracht in einem Lager:

Das war so ein Dorf, nicht so wie unsere Dörfer. Dort gab es Häuser mit zwei Etagen, die Straßen waren sehr sauber und gepflastert, aber die Bevölkerung war irgendwie, na ja, sehr unfreundlich. Wir hatten keinen Kontakt zu ihnen. Ich weiß nicht, wie sie zu uns standen. Aber immer wenn wir zur Arbeit gingen oder von der Arbeit kamen, sahen wir diese Jugendlichen und Kinder, die über uns lachten, mit Steinen nach uns warfen und uns auch als „Schweine“ bezeichneten. Wir wagten es nicht, ihnen irgendetwas zu erwidern, wir hatten Angst, dass, wenn wir etwas sagen, man uns bestrafen würde.

Oder der italienische Militärinternierte Vinicio M., allerdings sehr ambivalent, denn ein aggressiver HJ-ler wurde von einem deutschen Soldaten scharf zurückgehalten:

Vinicio M.: Nachdem ich mich erholt hatte, ging es weiter mit meiner Lagerkarriere. Ich sollte auf einer Schreibstube bei der Firma S. eine Krankenliste für das Rote Kreuz schreiben. Auf dem Weg dahin begleitete mich ein Soldat. Ein Junge kam uns entgegen und spuckte mir ins Gesicht: „Du Italiener“. Der deutsche Soldat schlug ihn mit dem Gewehrkolben weg, und immer, wenn wir uns später trafen, haben wir uns zugewinkt.

2.6 Von Butterbrot und anderen Hilfen

Vinicio M. hat wie viele andere Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen innerhalb des Elends, der Angst und zum Teil demütigender Arbeiten wie Latrinen-Säuberungen, Putzen usw. auch positive Erfahrungen mit deutschen Arbeitskollegen und mit dem Kommandanten des Lagers der deutschen Firma gemacht:

²⁰ Das gilt z.T. auch für die Arbeiten von Nori Möding und mir zur Hitler-Jugend bzw. zum BdM: Nori Möding und Alexander von Plato: Siegernadeln. Jugendkarrieren in HJ und BDM, in: Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert. Hg. vom Deutschen Werkbund e.V. und dem Württembergischen Kunstverein Stuttgart. Darmstadt/Neuwied 1986, 292-301; Nori Möding: „Ich muß immer irgendwo engagiert sein. Fragen Sie mich bloß nicht, warum.“ Überlegungen zu Sozialisationserfahrungen von Mädchen in NS-Organisationen. In: Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten.“ Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet Band 3) (256-304), Berlin 1985; Alexander von Plato: The Hitler Youth Generation and its role in the post-war Germany States. In: Mark Roseman (Hg.): Generations in Conflict. Youth Rebellion and Generation Formation in Modern Germany 1770-1968, Cambridge 1995 (210-226).

Dann gab es einen weiteren Schritt in meiner Lagerkarriere. Ich schrubte den Fußboden beim Kommandanten, der tippte mit einem Finger die italienischen Namen auf eine Schreibmaschine, alles falsch, und regte sich auf. Dann sollte ich helfen und schrieb bis Mitternacht die Namen. Der Kommandant gab mir ein großes Stück Brot als Lohn, das ich nachts alleine aß. Da ich seit langem nicht ein so großes Stück Brot gegessen hatte, habe ich mich daran überfressen, so dass ich Magen- und Atembeschwerden bekam. Der italienische Lagerarzt Dr. D. merkte schnell, was mit mir los war, und steckte mir zwei Finger in den Hals, so dass ich mich übergeben musste.

Der französische Zwangsarbeiter Elie P. war bei der OT eingesetzt und hatte wegen mangelhafter Verpflegung immer Hunger. Auf diesem Hintergrund ist verständlich, wie sehr ihn ein Mädchen beeindruckte, bei deren Familie er und ein Kamerad Kartoffeln zu ergattern hofften. Es war kurz vor Weihnachten des Jahres 1944, und es wurden Kekse gebacken. Das Mädchen schaute sie an

und ging in den Keller. Als sie zurückkam, gab sie uns Kartoffeln in unsere Tasche, und der Junge kam mit einem Butterbrot mit Leberwurst. Sie hat uns die Kekse in die Tasche gesteckt. Also das ist etwas, was ich nicht vergesse. (Sehr bewegt).

Solche Erfahrungen legen Spuren zu den Verhaltensweisen von „normalen“ Deutschen, über die – im Gegensatz zu den meisten Schilderungen über Wachmannschaften – mehr ambivalente Geschichten erzählt werden, die von Aggressionen, Beschimpfungen und Wegsehen über kleine Hilfen²¹ bis hin zu Schutz vor Übergriffen von „fanatischen“ Nazis oder von SSlern²², Freundschaften und selten sexuellen Kontakten²³ oder gar Liebe reichen.

Ein anderer Topos ist der von den hilfreichen Ärztinnen oder Ärzten. Die Russin Maria K. schildert beispielsweise solche ärztliche Hilfe nach einer schrecklichen Vorgeschichte: Ihr Vater war Kulak (Bauer auf einem größeren Stück Land) gewesen und Mitte der 1930er Jahre während der Kulakenverfolgung in Russland von seinem Hof vertrieben worden. Als ihr Großvater vor Hunger gestorben war, versteckte sich die Familie an einem See, wo sie zunächst durch Fischen überlebte und einen neuen kleinen einsamen Hof mit Gemüseanbau aufbaute. Später ging die Familie in eine Kleinstadt in Südrussland. Mit 14 Jahren wurde Maria K. nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert, arbeitete in einer Fabrik und kam nach einer Denunziation durch einen Meister, der ihr nachstellte, in ein Straflager bei Düren. Unglücklicherweise arbeitete sie ganz nah bei der Stadt, als Düren am 16. November 1944 durch Bombardierung fast vollständig zerstört wurde. Sie wurde von einer Bombe getroffen.

21 So gab es während mehrerer Projekte mit Besuchsprogramm in einigen Städten Anfragen nach den Adressen bestimmter Deutscher, die geholfen hätten: Zwei Mal konnten wir für das Hagener Historische Centrum auch solche Treffen vermitteln.

22 So unter anderem die Interviews mit Maria K. (Russland), Josef. B. (Ukraine, heute in Deutschland) oder mit Julijana.P. (Serbien/Montenegro).

23 So sagte z.B. ein ukrainischer Zwangsarbeiter in Kiew: „Die deutsche Frau war leicht zu haben“, der aber zugleich betonte, dass seine frühere Verachtung, je älter er geworden wäre, einem größeren Verständnis für diese Frauen gewichen sei; denn auch diese Frauen seien im Krieg allein und jung gewesen.

Ich wurde wach von meinem Blut. Es war kalt und wegen der Kälte konnte ich die Schmerzen ertragen. Ich habe um mich herum nur Blut gesehen. Ich habe dann (deutsche) Soldaten kommen sehen und habe sie gebeten, mich zu erschießen. Ich hätte es nicht ertragen, ohne Bein. (Denn die Bombe hatte ihr ein Bein abgerissen. Sie wurde in einem Hospital bei Euskirchen operiert.) Die Nonne hat immer gesagt: „Unser Dr. S., der hat dich operiert, und das ist ein sehr guter Doktor. Dann wirst du noch laufen.“ Das Hospital in Euskirchen und die Baracken wurden auch durch Bombenangriffe teilweise zerstört.

Nach der Befreiung durch Amerikaner und Engländer wurde sie in mehreren deutschen Krankenhäuser behandelt, bekam ein Holzbein und eine Krücke. Nach ihrer Heimkehr musste Maria K. ohne Ausbildung 40 Jahre mit Kriminellen in einer Kartonnagenfabrik arbeiten, ist aber glücklich verheiratet und hat eine Tochter sowie einen Enkelsohn. Sie lebt heute mit ihrem Mann in der Ukraine.

Ihre Geschichte ist eine der schrecklichsten mir bekannten Lebensgeschichten einer zivilen Zwangsarbeiterin, die überlebt hat: Als Kind verschleppt, Schwerstarbeit verrichtend, sexuell belästigt, ein Bein verloren, das Haus der Eltern verbrannt, der Vater gefallen, sie selbst nach dem Krieg als mögliche Landesverräterin behandelt wie eine Kriminelle, mit denen sie ohne Ausbildung mit einem Holzbein und auf Krücken arbeiten musste. Auch eine Beinprothese konnte sie nicht bekommen. Diese erhielt sie – so widersprüchlich sind manchmal persönliche Lebensgeschichten – bei einem Besuch 1993 in Deutschland in der Stadt ihrer Zwangsarbeit von einem jungen Unternehmer, dessen Betrieb damals noch nicht einmal existierte.

Der Topos von den hilfreichen Ärztinnen und Ärzten findet sich nicht nur bei Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen oder nationalsozialistischen Verfolgungen. Man denke nur an die vielen Geschichten von russischen Ärztinnen, die deutschen Soldaten in der Kriegsgefangenschaft halfen.

Georg K., ein Kriegsgefangener, erzählt viele Episoden über das elende Leben im Lager, darunter auch sehr viele, fast immer ambivalente Erzählungen über das Verhalten der deutschen militärischen Bewachung. Ein Beispiel:

In dem Lager gab es einen (sowjetischen) Feldscher Michael. Das ganze Lager kannte ihn. Eines Tages sah er, wie ein deutscher Wachsoldat einen Gefangenen schlug, ging hin und fragte: „Warum schlägst du ihn, was hat er dir getan? Er lebt ja kaum noch!“ Und der Wachsoldat zog die Pistole und erschoss den Feldscher. Das war 1943. Der Tod dieses Feldschers, der sehr vielen geholfen hatte, brachte dieses Lager in Bewegung. Alle haben im Lager Blumen gepflückt – die Deutschen zwangen uns, im Lager Blumen anzubauen. In der Krankenbaracke stellten sie für diesen Feldscher einen Sarg auf, in den sie ihn hineinlegten, mit Blumen schmückten und an dem sie eine Ehrenwache hielten. Davon erfuhr der Lagerkommandant, Hauptmann Lipp, ein Hauptmann, ein Militär. Er kam erregt angelaufen: „Was geht hier vor?“, blieb vor dem erschossenen russischen Soldaten stehen und zog seine Mütze mit der deutschen Kokarde. Er befahl, den russischen Gefangenen mit militärischen Ehren, genauer mit den elementaren soldatischen Ehren, zu beerdigen. Und so wurde er auch begraben.

Den Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen zumeist heimlich hingelegte Butterbrote, Zigaretten, ausrangierte Hemden usw. spielen eine große Rolle in den Erzählungen von Deutschen und erscheinen in den meisten Kontexten als spätere „Exkulpationsgeschichten“ und übertrieben. Wenn solche Erlebnisse allerdings auch von Zwangsarbeitern berichtet werden – und zwar nicht selten –, dann zeigen sie mindestens zweierlei: Es sind für die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen wichtige Erinnerungen, weil „Butterbrote“ in der Situation von Hunger, Einsamkeit, Angst und Bedrohung als Balsam für Leib und Seele erlebt wurden, deshalb auch besonders erinnert werden. Aber sie zeigen auch, dass es solche kleinen Hilfen oder Gesten von Deutschen gab, wobei besonders Frauen erwähnt werden. Vielleicht entspringt die Betonung solcher Geschichten auf beiden Seiten auch der Hoffnung auf oder einem Wunsch nach Menschlichkeit unter inhumanen Bedingungen. Dori Laub, amerikanisches Mitglied dieses Projekts und historisch arbeitender Psychoanalytiker, betont demgegenüber, dass zu untersuchen sei, inwieweit besonders positive Bilder auf Deutschland bzw. auf Deutsche bei Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen auf „Schuldabwehr“ zurückzuführen seien. So würde er z.B. die Aussage eines Russen interpretieren, der die Zeit in Deutschland als „die schönste seines Lebens“ bezeichnete – wobei er „vergessen“ würde, dass mehrere Millionen seiner Landsleute den Tod fanden.²⁴ Das wäre eine mögliche Interpretation; andere bieten sich ebenfalls an: Es war die Jugendzeit der Befragten, einige von ihnen hatten brutale sowjetische Verfolgungen hinter sich, manch ein Zwangsarbeiter hat sich in Deutschland verliebt, wurde später als Landesverräter behandelt usw. Das sind nur einige Gründe, warum sich die Zwangserfahrung in Deutschland relativieren könnte.

2.7 Flucht und Sabotage

Eine weitere Spur führt zu einer merkwürdigen, zunächst fast bedeutungslos erscheinenden Nebengeschichte, die unseren Blick auf unterschiedliche Bewertungen in der Nachkriegszeit und auf die verschiedenen Erzählkulturen in den einzelnen Ländern lenkt: „Die Flucht in die Wälder“. Viele Roma, viele Weißrussen²⁵ und andere Osteuropäer berichten, dass sie sich in den Wäldern ihres Heimatlandes versteckten, als klar wurde, dass sie von der Wehrmacht oder der SS verschleppt oder getötet werden sollten. Zuhause auf bekanntem Terrain ist dies eine plausible Verhaltensweise, aber wenn man den Erzählungen folgt, dann wurde diese Flucht in die Wälder auch in Deutschland oder den besetzten Regionen versucht – in diesen unbekanntem Gebieten fast immer ohne Erfolg. Überlegungen zur Flucht, deren Vorbereitung, zumeist ohne wirklichen Vollzug, spielt m. E. in den Erzählungen von Osteuropäern auch in

24 In Gesprächen mit mir am 17. und 18. August 2007.

25 So u.a. das Interview mit dem Belorussen Iwan G. aus Baranowitschi (jetzt Weißrussland, früher Polen), Zwangsarbeiter in Salzgitter, floh mehrfach, um bei einem Bauern unterzukommen. Nach 1945 wurde er zur Roten Armee verpflichtet, dann zu einem Metallwerk bei Gorki und kam erst 1948 in seinen Heimatort, nun Weißrussland, zurück. Auch die Roma Marija G. aus Postawy floh in die Wälder, weil ihr der Dorfälteste dies nahe gelegt hatte – aber vergeblich: Sie wurde Zwangsarbeiterin (Holzfällerin) bei Smolensk. Vgl. hierzu auch den Beitrag von Alexander Dalhouski über Weißrussland sowie den Artikel von Imke Hansen und Alesja Belanovich ebenfalls über Weißrussland in diesem Band. Diese Flucht in die Wälder scheint – so Alexander Dalhouski – mit der agrarischen, wenig industrialisierten Herkunft zusammenzuhängen.

Deutschland während des Krieges insgesamt eine größere Rolle als in den Akten. Das mag daran liegen, dass die Flucht noch in der Planungsphase aufgegeben wurde, das kann aber auch den Grund haben, dass die Flucht nach einer schnellen Rückkehr durch die deutsche Seite vertuscht wurde.

So erzählt der Rotarmist Georg K., der kurz vor Kriegsende aus dem Lager Stuckenbrock zu fliehen versuchte, erwischt, aber nicht erschossen wurde:

Wir haben lange darüber nachgedacht, was wohl geschehen war. Erst vor einigen Jahren, als ich mir die Archivadokumente des 236. Lagers anschauen konnte, fand ich ein Buch, in dem Strafen für Kriegsgefangene eingetragen waren. Unter den Eintragungen fand ich meinen Namen und auch den meines Freundes Mischa R. Und dort stand: 14 Tage strenger Arrest für das Verlassen des Arbeitsplatzes. Wir waren aber auf der Flucht aufgegriffen worden. Ich denke, es ist vielleicht eine Art Widerstand, wenn unsere Flucht als einfaches Verlassen des Arbeitsplatzes eingestuft worden war. Für Flucht wären wir erschossen worden, für das unerlaubte Verlassen des Arbeitsplatzes erhielten wir 14 Tage strengen Arrest und blieben am Leben. Solche Dinge geschehen.

Eine andere Möglichkeit der Erklärung dieser Differenz zwischen Aktenüberlieferung und mündlicher Erzählung in Sachen Flucht mag darin liegen, dass in der Sowjetunion der Nachkriegszeit den früheren Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen der Generalverdacht des Landesverrats entgegenschlug und sie deshalb ihre Widerständigkeit mit Flucht belegen wollten. Das würde aber nicht erklären, warum auch außerhalb der Sowjetunion, zum Beispiel bei Roma Jugoslawiens, solche Fluchtgeschichten häufig erzählt werden.

Der spätere Verdacht auf Landesverrat könnte auch eine Erklärung dafür sein, warum es doch relativ viele Berichte über kleinere und größere *Sabotageakte* durch Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus Osteuropa in der deutschen Industrie gibt; denn auch Sabotage demonstrierte ihre Widerständigkeit in Deutschland.

Solche Erzählungen wie die von der „Flucht in die Wälder“ haben aber sicher eine längere Tradition und Form – sie werden nicht erst im Zweiten Weltkrieg entstanden sein und dürften dort eine größere Wiederkehr erlebt haben, wo nationale oder ethnische Minderheiten längere, sich wiederholende Unterdrückungen erduldet hatten oder marodierende Armeen die Einheimischen ausplünderten und bedrohten. Solche Traditionen schufen eigene Erzählmuster über Bedrohung, Überfall, Ausplünderung, Ermordung, aber auch über Fluchten, Überlistungen des übermächtigen Feindes, Freundschaft, Solidarität, Selbstbehauptung oder sogar über die überraschende Hilfe aus dem Feindeslager.

2.8 Ambivalente Bombardierungserfahrungen

Was die Russin Maria K. über Bombardierungen erzählt, ist nicht untypisch: Viele Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die in Städten bzw. in der Industrie arbeiten mussten, erlebten die Bombenangriffe der Alliierten sehr ambivalent: Einerseits waren diese Luftangriffe Anzeichen für die baldige Niederlage Deutschlands und die eigene Befreiung, andererseits wurden sie selbst von den Bomben verbündeter Staaten ihrer Heimatländer bedroht – zumeist stärker als die einheimische deutsche Bevölke-

rung. Viele berichten, dass sie nicht wie die Deutschen in Bunker oder Keller flüchten durften. So wurden beispielsweise in einer Firma in Westfalen mehr als die Hälfte der italienischen Militärinternierten in ihren Baracken von Bomben getötet. Es sei ein furchtbarer Anblick gewesen, viele seien bei lebendigem Leibe verbrannt worden, erzählen überlebende italienische Militärinternierte wie Vinicio M. Solche Geschichten finden sich in den Darstellungen anderer Gruppen ebenfalls.

Aber es gibt auch Erzählungen, in denen die Bombardierungen die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen und die deutsche Bevölkerung gegen die Alliierten zusammen führten. Ein Beispiel dafür liefert die Erzählung der serbischen Zwangsarbeiterin Zdenka N., die 1944 in Belgrad verhaftet worden war und über das Lager Maribor nach Dresden zur Zwangsarbeit deportiert und dort bei der Post eingesetzt wurde. Sie war in einem „Quasi-Lager“ in einem Mietshaus untergebracht, konnte sich aber relativ frei bewegen. Bei Beginn der Angriffe auf Dresden am 13. und 14. Februar 1945 war sie am Bahnhof und konnte den offiziellen Schutzkeller aufsuchen, musste ihn aber in Rauch und Flammen verlassen und durch die heißen Straßen zwischen brennenden Häusern fliehen. Sie sieht die britischen und amerikanischen Bomber-Piloten wie die deutschen Einwohner Dresdens auch, nämlich als lebensbedrohende Feinde, die „sinnlos“, das heißt ohne strategischen Zweck, zigtausende von Zivilisten umgebracht und eine Kulturstadt zerstört hätten. Zdenka N. beschreibt allerdings auch ihre Arbeitsbedingungen ähnlich wie die der deutschen Kolleginnen im Krieg, sie sei sogar „mit Respekt“ behandelt worden. Das waren Bedingungen, wie sie bei zivilen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen in der Industrie selten anzutreffen waren.

Viele Deutsche gerade auf dem Lande erklären allerdings, dass Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auf Höfen als Hilfe angesehen wurden, wenn der Mann oder Sohn an der Front waren. Deshalb und bei guter Arbeit seien sie anerkannt gewesen. Manche dieser Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen hätten sich manchmal sogar mit den Deutschen identifiziert. So auch Frau S., die behauptet, dass ein polnischer Kriegsgefangener, der faktisch die Rolle des Gutsverwalters übernommen hätte, ein britisches Besatzungsmitglied erschlagen hätte, der mit dem angeschossenen Bomber auf dem Rückweg von Berlin in der Nähe ihres Dorfes abgestürzt war – eine erschreckende Erzählung.²⁶

Solchen Berichten über die guten Beziehungen zwischen Deutschen und Zwangsarbeitern bzw. Zwangsarbeiterinnen widerspricht eine andere Strömung der in diesem Projekt Befragten, besonders diejenigen, die in Lagern gewesen waren.

2.9 Widersprüche im NS-System

In den Interviews werden auch Spuren gelegt für die Untersuchung von *Widersprüchen im NS-System*, die Zwangsarbeit betreffend: Vor allem die Organisation Todt findet in diesem Zusammenhang Erwähnung. Die OT wird zwar als besonders hart geschildert, was die Arbeitsbedingungen oder die wechselnden bzw. mobilen OT-Lager betrifft, zugleich aber dürften diese Arbeit und die Mobilität der Lager mehr als in der Industrie, vermutlich aber weniger als bei einem Teil der Bauern, einen gewissen Schutz mit sich gebracht haben.

26 In einem Interview aus dem Jahr 1986.

So beschreibt der französische Zwangsarbeiter Elie P., Jahrgang 1921, Jungkatholik aus der Champagne, die besonderen, aber nicht erlaubten Bewegungsmöglichkeiten bei der OT:

Manchmal war der Ausweis der Organisation Todt, weil wir so mobil waren und an verschiedenen Orten eingesetzt wurden, wie eine Art Passierschein. Aber das ist vielleicht ein- oder zweimal passiert; es war sehr riskant.

Auch die rassistische Verfolgung soll dort mindestens zeitweilig der ökonomischen Rationalität nachgeordnet worden sein – jedenfalls nach Berichten einiger Überlebender.

Es gibt auch Widersprüche innerhalb anderer Behörden und Organisationen oder zu oberen NS-Organen, die in den Erzählungen unserer Interviewpartner deutlich werden, so in den *frühen* Konzentrationslagern auf deutschem Boden²⁷, als der Verfolgungsapparat noch nicht so klar von der SS beherrscht war wie später. Die Interviews zeigen auch Unterschiede zwischen den deutschen Verwaltungen in den besetzten Gebieten, also zwischen den zivilen, den militärischen oder denen der SS. Zwischen diesen Verwaltungen bestanden nicht so sehr Widersprüche im Grad ihrer rassistischen oder politischen Verfolgungstätigkeit, sondern vielmehr in den Konkurrenzen, was die Ausnutzung der Arbeitskräfte dieses Landes für die eigenen Dienste oder für den Einsatz im Reich selbst betrifft.²⁸

Unterschiede in der Organisierung der Arbeit gab es auch zwischen den Ämtern in den mit dem deutschen Reich verbündeten Staaten und den besetzten Ländern (siehe unten), zwischen der Arbeit in der Industrie oder auf dem Lande, zwischen den Geschlechtern und zwischen der Kriegspolitik in West- und in Osteuropa, wo der Rassismus der nationalsozialistischen Besatzungspolitik besonders zum Tragen kam.

2.10 Unterschiedliche Bedingungen in Deutschland, verschiedene Wege nach der Befreiung – unterschiedliche Verarbeitungen

Die Interviews zeigen deutlich, dass und wie unterschiedlich die Zwangsarbeit nach 1945 verarbeitet wurde, je nachdem ob man auf dem Lande in besetzten Gebieten der Sowjetunion aufgegriffen und nach Deutschland transportiert wurde oder ob man aus den städtischen Zentren kam. Vor allem jene Gespräche, die von unseren Kolleginnen aus Woronesch geführt wurden, legen die Frage nahe, ob sich in der ländlichen russischen Provinz die Kirche, religiöse Inhalte und christliche Werte stärker behauptet hatten als in den Großstädten, wo sich in sowjetischen Schulen die Inhalte der KPdSU-Politik stärker durchgesetzt haben sollen. Auf die Zwangsarbeit bezogen könnte dies auch heißen, dass alte, eher positive Bilder über Deutschland (noch) vorherrschend waren oder dass versöhnlichere Haltungen gegenüber den Deutschen auch nach dem Krieg zu beobachten sind.

Bei früheren sowjetischen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen findet sich auch stärker als bei jenen aus anderen Ländern eine größere Bereitschaft, zwischen „Mensch“ und „System“ zu unterscheiden – auch bezogen auf die Deutschen des

²⁷ Vgl. meinen Aufsatz über Erinnerungen an die Zwangsarbeit in Deutschland in diesem Band.

²⁸ Vgl. dazu – wie insgesamt zur Ukraine – die Aufsätze aus der Ukraine von Gelinada Grinchenko aus dem Osten und der Mitte sowie von Tetyana Lapan aus dem Westen der Ukraine in diesem Band.

Dritten Reiches, obwohl die offizielle sowjetische Sprache während des Krieges nach 1941 die Deutschen nur als Faschisten bezeichnete. Jedenfalls zeigt sich bei Durchsicht der übersetzten Interviews, dass es eine Häufung von eher positiven Geschichten über die kleinen Leute in Deutschland, über einfache deutsche Soldaten oder über vorsichtig auftretende, aber hilfreiche Kommunisten in den Interviews aus der Sowjetunion gibt. Vermutlich wird hier die Erfahrung in Deutschland vor der Folie der Erfahrungen in der sowjetischen Diktatur interpretiert, insbesondere ihrer Heimkehr, anlässlich derer sie dem Generalverdacht ausgesetzt waren, sie seien Kollaborateure gewesen.²⁹

Eine noch stärkere Rolle als in der schriftlichen Überlieferung spielen die unterschiedlichen Wege in ihre Heimat oder in die Emigration nach der Befreiung in den mündlichen Berichten der früheren Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen. Viele, besonders Jüdinnen und Juden, wählten den Weg der Emigration nach Israel, in die USA oder in andere Immigrationsländer; die meisten von ihnen wussten, dass die gesamte oder große Teile ihrer Familie umgekommen oder in alle Winde zerstreut waren, oder sie befürchteten den Antisemitismus in Deutschland oder in Osteuropa.³⁰ Karl B. beispielsweise schildert die furchtbare Einsamkeit, die ihn befiel, als er aus dem KZ Mauthausen nach der Befreiung mit Hunderten anderer auf dem Prager Bahnhof saß und nacheinander fast alle Kameradinnen und Kameraden aufgerufen und von ihren tschechischen Verwandten abgeholt wurden. Nur er blieb übrig, niemand konnte ihn mehr abholen.

In den Ländern der Sowjetunion kamen die meisten zivilen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in so genannte Filtrierlager, wo man sie prüfte, ob sie kollaboriert oder sogar Landesverrat begangen hatten. Diese Haltung der Behörden verfolgte sie noch jahrelang, auch wenn sie schließlich doch in ihre Heimat zurückkehrten, und bestimmte in vielen Fällen ihre Ausbildung oder ihren weiteren beruflichen Werdegang. Manche mussten wieder als Soldaten „Dienst schieben“³¹, andere noch Jahre an anderen Stellen der Sowjetunion unter Bedingungen arbeiten, die einer Zwangsarbeit nahe kamen.

Als beispielsweise Maria K. nur mit einem Bein nach Hause kam, war

das Haus verbrannt. Die Familie war nicht mehr im Haus. Im Krieg. Die Deutschen haben das besetzt, und als die Deutschen weggingen, haben sie es verbrannt. Mein Vater ist im Krieg gefallen. (...) Im Dorf war eine Kolchose, und ich bin zu dem Vorsitzenden gegangen und hab' gesagt: „Ich möchte eine Arbeit haben. Können Sie mich vielleicht zu einem Buchhalterkurs schicken

29 Diese unterschiedlichen Verarbeitungen und deren Gründe werden in den Schlusskapiteln dieses Aufsatzes noch einmal aufgenommen.

30 Für diese Wege der Heimkehr in die Sowjetunion gibt es eine Reihe von Beispielen. Geradezu anarchische Widerständigkeit zeigt die Lebensgeschichte von Konstantin A. aus Weißrussland. Er wurde als junger Mann verhaftet und nach Deutschland gebracht, weil er einem deutschen Offizier eine Pistole geklaut hatte. In Deutschland selbst saß er ebenfalls wegen Flucht und Diebstahls in einem Straflager, nach der Befreiung bei den Amerikanern desgleichen; schließlich wurde er an die Sowjetunion ausgeliefert, wo er erst 1948 in seinen Heimatort zurückkehrte. Drei Jahre hatte er als Schreiber außerhalb arbeiten müssen.

31 So wurde Iwan G. aus Baranowitschi (jetzt Weißrussland, früher Polen), Zwangsarbeiter in Salzgitter, nach 1945 erst zur Armee verpflichtet, dann zum Metallwerk Gorki und kam erst 1948 in seinen Heimatort, nun Weißrussland, zurück.

oder so was?“ Er antwortete: „Weißt Du was? Wir haben so viele Soldaten, die von der Front zurückgekehrt sind, die waren im Krieg, die haben gekämpft. Und Du bist eine Faschistin. Du warst in Deutschland.“ Er sagte: „Die haben das verdient, einen Beruf zu haben. Du kriegst nichts!“ Er hatte ein Dokument von mir aus dem Kölner Krankenhaus gehabt. (...) Das hatte ich diesem Kolchosen-Vorsitzenden vorgelegt, diese Papiere aus Deutschland. Das einzige, was ich hatte. Und der hat das einfach zerrissen. Sagte: „Wir brauchen Dich nicht!“

So hart traf es die meisten Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen auch in Osteuropa nicht, aber dennoch hatten sie neben der eigentlichen Verfolgung wesentliche Jahre ihrer Ausbildung oder ihres Berufs verloren, hatten ihre Familie nicht gesehen, das Aufwachsen ihrer Kinder nicht gesehen. Einige waren sogar schwer traumatisiert.

Diese unterschiedlichen Wege in die alte oder neue Heimat prägten natürlich auch die Verarbeitung dieser Zeit in Deutschland. Dazu unten mehr.

3. Unterschiede in der Vielfalt

Innerhalb der Vielfalt springen dennoch einige große strukturelle Unterschiede in der Behandlung der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen ins Auge: Der bedeutendste ist der zwischen Juden und Roma einerseits und den übrigen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen andererseits; dann noch einmal der Unterschied zu den Kriegsgefangenen und natürlich der Unterschied zwischen den Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen aus West- und aus Osteuropa.

3.1 Sklavenarbeit: Teil der Tötungsmaschine

War insbesondere der Antisemitismus in Mitteleuropa bis hinein ins späte 19. Jahrhundert überwiegend religiös motiviert, so benötigte der „moderne Rassismus“ des Nationalsozialismus diesen Hintergrund kaum mehr, obwohl er auf dessen Muster aufbauen konnte – nun aber ging es um die „Wertigkeit“ der Rassen, um die per se berechnete Herrschaft einer Herrenrasse über eine vorgeblich minderwertige, um die Errichtung eines Reiches, basierend auf einer rassistisch reinen Volksgemeinschaft. Der Zweite Weltkrieg hatte diese rassistische Zielsetzung schon zu Beginn, entwickelte seine ganze Brutalität der Unterdrückung „minderwertiger Rassen“ und ihrer Vernichtung aber vor allem nach 1941 in Ost- und Südosteuropa.

Unsere Befragungen von Roma zeigen allerdings extreme Unterschiede: Es gibt zwar vor allem Berichte wie die des zitierten Reinhard F. über die Verfolgung bis zur Vernichtung in den Todeslagern, aber auch andere, die zeigen, dass sich Roma manchmal auf erstaunliche Weise dem Zugriff der SS entzogen und untertauchten³². Dritte wurden in irgendwelche unwirtliche Gegenden, in denen die Roma sich selbst überlassen wurden, verschleppt. Vierte blieben vor Ort und wurden unter demütigenden Behandlungen zu Zwangsarbeiten herangezogen; Fünfte wurden nicht einmal als „wert befunden“, in Deutschland Zwangsarbeit zu verrichten.³³ Es wurden auch bos-

³² Darauf wies schon Christoph Thonfeld in seinem Aufsatz „The International Forced Labourers Documentation Project – Preliminary Results (Ms.) 2006 hin.

³³ Interview mit Andrei C. aus Moldawien oder Michail B. (History workshop Minsk im Juli 2007). Diesen Hinweis verdanke ich Christoph Thonfeld (ebd., 3).

nische Roma befragt, die sowohl vor 1945 als auch danach verfolgt wurden und in den Bürgerkriegen Ende des vergangenen Jahrhunderts der erneuten Verfolgung und der drohenden Ermordung durch eine Flucht nach Deutschland entgingen und als „Geduldete“ in Berlin untergebracht wurden. In ihren Berichten vermischen sich die Verfolgungen, und ihr Verhältnis zu Deutschland heute ist nicht nur von diesen verschiedenen anderen Verfolgungen der Nachkriegszeit überlagert, sondern auch von ihrer jetzigen Situation: einerseits dankbar und jede Kritik vermeidend, andererseits verängstigt, da sie ihre „Duldung“ immer wieder beantragen müssen. Es sind bedrückende Biografien.³⁴

Die deutschen Juden, die den Holocaust überlebten und die wir befragten, hatten zumeist schon einige Jahre der sich verschärfenden Verfolgung seit 1933 hinter sich – vom Berufsverbot, dem Verweis von allgemeinen Schulen und anderen Ausbildungsplätzen über die Reichspogromnacht (Reichskristallnacht) und das Tragen des Judensterns bis hin zur Zwangsarbeit vor Ort oder im Ghetto und die Deportation in Konzentrationslager, um nur die wichtigsten Stationen zu nennen. Diese Stationen der Verfolgung wurden in weitaus schnellerer Abfolge in anderen Ländern durchgesetzt, nachdem die deutsche Wehrmacht in Osteuropa den Vormarsch organisierte und Juden bzw. Roma der Sklavenarbeit und der Vernichtung preisgab.

Manche Juden, die in der Vorbereitung dieses Projektes während der vergangenen Jahre mit uns sprachen, hatten befürchtet, dass das besondere Schicksal der rassistisch verfolgten Juden oder auch der Sinti und Roma im allgemeinen Chor der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen untergehen oder verharmlost werden könnte.³⁵ Aber das Gegenteil ist der Fall: Die besondere Härte der Verfolgung von Juden und so genannten Zigeunern hebt sich in den Befragungen mit aller Schärfe ab von derjenigen der Haupttendenz der zivilen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen.

Die meisten KZ-Häftlinge, die zur Sklavenarbeit in KZ gezwungen oder an Betriebe außerhalb verkauft oder vermietet worden waren, begriffen diese Arbeit zumeist als einzige Chance für das Überleben. Für sie war das Herauskommen aus dem brutalen Lagerleben in eine noch so harte Arbeit eine Möglichkeit, durchzukommen und der Selektion zum Tode zu entgehen.³⁶

Zivile Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen – ich wähle absichtlich starke Kontrastbeispiele –, die beispielsweise auf dem Lande in einem bäuerlichen Betrieb arbeiten mussten, wo man sie noch einigermaßen gut behandelte, sie jedenfalls nicht zu Tode trieb, hatten nur selten ähnlich schreckliche Lagererfahrungen in dieser Bedrohlichkeit und Brutalität gemacht, hatten den Krieg meist nur kurz erlebt und kamen mit dessen unmittelbaren Schrecknissen erst dann wieder in Berührung, als die deutschen Rückzugsgefechte in die Gebiete kamen, in denen sie Zwangsarbeit ver-

34 Vgl. dazu den Aufsatz von Birgit Mair in diesem Band.

35 So fragten jüdische Überlebende in Minsk Christoph Thonfeld und mich 2005 im Museum des Minsker Ghettos, ob in Deutschland eine Untersuchung über Zwangsarbeit gemacht würde, weil die Deutschen dabei besser dastünden und der Holocaust damit vergessen gemacht werden könne. Damals konnten wir die Fragestellerinnen überzeugen, dass sich nach den Erfahrungen in den Befragungen das Gegenteil zeige: Das Schicksal der Sklavenarbeiterinnen und -arbeiter hebe sich deutlich ab von dem der Masse der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, und auch die Zwangsarbeit von Juden und Roma als Teil der Tötungsmaschinerie würde überdeutlich.

36 Vgl. vor allem den Artikel aus Israel von Margalit Bejarano und Amija Boasson sowie die Artikel aus den USA von Dori Laub und Johanna Bodenstab sowie von Sara Ghitis und Ruth Weinberger in diesem Band.

richten mussten. Wenn sie in Fabriken der Großstädte arbeiteten, hatten sie allerdings – wie erwähnt – die Schrecken der Bombardierungen, häufig ohne den Schutz von Bunkern, erleben müssen. Auf dem Lande hatten sie die Bombengeschwader mit gemischten Gefühlen über sich hinweg ziehen sehen, wurden aber nicht bombardiert. Viele unter ihnen waren ganz froh, dass sie den Krieg als Soldaten oder in Kampfgebieten nur kurz oder gar nicht erlebt hatten, es sei denn, sie waren „Politische“ oder besonders überzeugte Patrioten.

Ganz andere Erfahrungen machte beispielsweise ein polnisch-stämmiger Jude, Roman K.³⁷, der aus einer Familie stammte, die zwar jüdisch war, aber ihr Judentum nicht besonders praktiziert hatte. Er wurde 1940 mit seiner ganzen Familie nach Lodz abgeschoben, wohnte aber noch außerhalb des Ghettos. Noch im selben Jahr wurden alle abgeholt und in Waggons verfrachtet. Er wurde von Vater, Mutter und zwei Schwestern getrennt, die er niemals wiedersah, und kam in ein „Judenlager“ in der Nähe von Krakau, das von SS-Kommandos bewacht wurde. In einer Baukolonne musste R. für die „Siemens-Bau-Union“, die Umschlagsbahnhöfe für die Wehrmacht bzw. die Reichsbahn baute, arbeiten. 1940 versuchte er zu fliehen, kehrte aber nach einigen Tagen wieder ins Lager zurück, da es dort trotz der zu erwartenden Bestrafung „sicherer (!) als draußen“ sei – angesichts des Antisemitismus in Polen. 1942 kam er in ein Lager bei Radom, dann in ein drittes in der Nähe, wo er Wasserminen pressen musste.

Wasserminen aus (dem Sprengstoff) Pigrin³⁸. Ich weiß nicht, ob Sie die Zusammensetzung von Pigrin kennen. Das ist ein ganz giftiger Stoff, ein gelbes Pulver. Und jeder, der an diesen Pressen gearbeitet hat, der hat es bloß drei Wochen, höchstens vier Wochen ausgehalten und dann war er Kandidat des Todes. (...)

Roman K. kam zunächst auf den Bau und damit nicht mit der tödlichen Substanz in Berührung. Aber:

Dieses Lager hat jeden Monat neue Menschen bekommen. Es war immer ein Transport von tausend, tausendfünfhundert Leuten, und die wurden in einem Monat sozusagen verheizt.

Alle diese Menschen hätten die Hoffnung gehabt, durch Arbeit zu überleben – vergeblich.

Die letzten vierzehn Tage, als keine Transporte mehr kamen, wurde alles, was da war, alles was noch zur Verfügung stand an Menschenmaterial, an diese Pressen gebracht. Auch ich musste die letzten vierzehn Tage diese Pressen bedienen. Und nach vierzehn Tagen wurde das Lager evakuiert, und wir kamen nach Buchenwald. Als ich in Buchenwald ankam, war ich von oben bis unten so gelb wie eine Zitrone durch diese Wirkung dieses Sprengstoffpulvers.

37 Interview durchgeführt von Alexander von Plato.

38 Oder Pikrin – beide Namen kennzeichnen Sprengstoffe.

Von Buchenwald ging es noch nach Groß-Rosen, in eine Waggonfabrik, dann auf den Marsch in die CSR, das Gepäck der sie bewachenden SSler schleppend. Auf diesem Todesmarsch wurden viele erschossen, die nicht mehr laufen konnten. In der CSR wurde er im Mai 1945 von der Roten Armee und der Zweiten Polnischen Armee befreit und marschierte mit den Sowjets in der SBZ ein. Von seinen 40 Verwandten fand er niemanden mehr; seine engere Familie ist wohl schon 1940 umgebracht worden. Er selbst blieb in der SBZ/DDR, baute dort einen privaten Fuhrbetrieb auf, engagierte sich spät in den jüdischen Gemeinden, auch überregional.

Ein anderes Beispiel, das neben furchtbaren Erlebnissen auch Solidarität von politischen Mithäftlingen zeigt: Der damals junge Karl B. kam aus der Tschechoslowakei; seine Familie floh nach der Annektierung des Sudetengebietes nach Prag, wurde dann ins Ghetto Litzmannstadt (Lodz) befohlen.³⁹ Dort versuchte die Familie unter elenden Bedingungen durch Arbeit zu überleben. Alle mussten schwer arbeiten.

Ich selbst bin auch bei dieser Arbeit zusammengebrochen. Und da hab ich das erste Mal eine gewisse Solidarität kennengelernt, eine Solidarität, von Kommunisten (obwohl er selbst Jungzionist war). Eine jede Person, die da war, hat gearbeitet in siebzig Arbeitsstätten verschiedener Richtungen. Es waren also Schneidereien, und Schuhe aus Stroh hat man hergestellt, und ein Sattlerressort und ein Tischlerressort. Ich selbst war am zweiten Arbeitsplatz, nachdem ich eine Nagelfabrik verlassen hatte, in einer Tischlerei, wo man Granatkisten für die Flak hergestellt hat. Wie gesagt, die ganze Ghettobevölkerung war in Arbeit, und das war das Problem: Kann man sich durch die Arbeit retten und den Krieg überdauern oder ist das auch vergeblich? Es war vergeblich, denn im Jahre 1944, im August, hat man das ganze Ghetto liquidiert, da waren noch 60.000 Personen da von an die 200.000.

Die anderen waren vor Hunger umgekommen oder zur Vergasung deportiert worden. Der Hunger war furchtbar: Auch sein Vater, seine Mutter und sein jüngerer Bruder starben noch im Ghetto. Er selbst wurde nach Auschwitz deportiert, wo er mit Hilfe kommunistischer Illegaler überlebte – sogar den Todesmarsch.

Nach dem Krieg ging er in die Tschechoslowakei zurück, arbeitete in einer staatlichen Behörde und verließ 1968 nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes die CSSR und siedelte sich mit seiner Familie in Deutschland an.

Die *Vergeblichkeit der Hoffnung, durch Arbeit zu überleben*, ist eines der Grundthemen derjenigen Juden und Roma, die überlebten. Sie selbst hätten Glück gehabt, aber die große Masse der anderen hätte vergeblich gehofft. Die meisten verhungerten, landeten im Gas oder wurden erschossen. Ein großer Teil von ihnen wurde umgebracht, ohne jemals Zwangsarbeit verrichtet zu haben; die männlichen sowjetischen Juden seien überwiegend sofort erschossen worden, während man Frauen und Kinder Wochen später umbrachte. „Es war eben auch der größte Kindermord der Geschichte“, wie Ulrich Herbert jüngst auf einem Wiener Vortrag zusammenfasste.⁴⁰ Alle

³⁹ Vgl. vor allem Andrea Löw: Juden im Getto Litzmannstadt. Lebensbedingungen, Selbstwahrnehmung, Verhalten, Göttingen 2006.

⁴⁰ Ulrich Herbert: Arbeit und Vernichtung. Über Konvergenzen und Widersprüche nationalsozialistischer Politik, Vortrag in der Arbeiterkammer Wien am 27. Juli 2007 im Rahmen der Holocaust Studies Ta-

anderen europäischen Juden, die sich in deutscher Gewalt befanden, „vielleicht ein Drittel insgesamt – das ist aber nur eine Schätzung – wurde für kürzere oder längere Zeit zur Zwangsarbeit für die Deutschen herangezogen“.⁴¹

Es gab in den jüdischen Familien Diskussionen oder Streit darüber, ob man auswandern sollte oder nicht, bis es zu spät war. Es waren wohl eher die Jüngeren, die für die Auswanderung plädierten.

Karl B.: Mein Vater fühlte sich eigentlich in dieser Gegend (um das Thermalbad Teplitz herum) sehr wohl, es war auch eine sehr interessante Stadt, und ich denke auch heute noch mit Wehmut und großer Freude an die verlorene Heimat. (Pause) Mein Vater war 1938 patriotisch eingestellt und hat deshalb etwas versäumt, wofür er sich selbst später große Vorwürfe gemacht hat, nämlich die Auswanderung zu betreiben, wie es seine Schwester getan hat. Die konnte im Jahre '39 nach Amerika auswandern, das konnte mein Vater eben nicht, weil er es versäumt hatte, vor dem Oktober 1938 dem amerikanischen Konsulat ein Affidavit (Bürgerschaft eines Bürgers des Aufnahmelandes für einen Einwanderer) vorzulegen.

Irgendwann war es dann zu spät, so dass innerhalb und außerhalb dieser Familien die sorgenvolle Frage aufkam und durch die Gerüchte über Vernichtungslager verstärkt wurde: Wenn wir nicht einmal in Ghettos durch Arbeit überleben können, wenn alle Gebiete „judenfrei“ gemacht werden sollen, wo sollen wir dann noch leben können? Und noch später: Oder will man uns überhaupt leben lassen? In der Tat gab es in der Nazi-Politik zunehmend keinen anderen Platz als im Lager und keine Region, in die man Juden hinein lassen wollte. Die Raumordnung Osteuropas, entsprechend dem „Generalplan Ost“, sah eine „Dezimierung und Vertreibung“ von Polen und später von Russen vor, die nur noch als Zwangsarbeiter für niedere Arbeiten bleiben durften, aber Juden tauchten in dieser Raumordnung gar nicht mehr auf, so Ulrich Herbert: Die ganze Politik habe auf eine nur vorübergehende Ghettoisierung und Zwangsarbeit von Juden gezielt bis zu deren weiteren Deportation nach Osten. Sukzessive habe sich bei der NS-Führung die Überzeugung durchgesetzt, dass „eine Deportation wohin auch immer jedenfalls zur massiven Verminderung der jüdischen Population führen werde.“⁴² Aber wohin hätte man sie schicken sollen, wenn sie überall ausgewiesen wurden? Letztlich zu einer gewaltigen und massenhaften Tötung. Am 20. Januar 1942 wurde diese Meinung auf der Wannseekonferenz quasi offiziell, während man zu gleicher Zeit die sowjetischen Kriegsgefangenen zur Zwangsarbeit heranzog. Rassismus bzw. Antisemitismus ist also die wesentliche Triebfeder für die scheinbare Irrationalität, arbeitsfähige Menschen zu töten, statt sie arbeiten zu lassen.

All dies ist der Hintergrund, sind die Erfahrungen, mit denen Juden und Roma, die die Sklavenarbeit überlebten, fertig werden mussten: Sie und ihre Verwandten sollten als Juden, als Zigeuner ermordet werden, nicht als feindliche Soldaten, nicht als politische oder religiöse Gegner, sondern wegen einer rassistischen Zuordnung, die nicht

gung „Arbeit und Vernichtung“. Die Vorträge dieser Tagung sind im Original zu hören und zu sehen unter http://www.vwi.ac.at/aktagung/starttagung_ak.htm.

41 Ebd.

42 Ebd.

nur jedem Toleranzpostulat moderner Verfassungen und der meisten westeuropäischen Gesellschaften widersprach, sondern darüber hinaus in ein bis dato einzigartiges industrielles Morden führte.

Die von uns befragten Juden und Roma beiderlei Geschlechts gehörten zu den wenigen, die überlebten, dafür mussten sie nach dem Krieg allein, ohne die meisten ihrer Verwandten weiterleben. Das war ebenfalls anders als bei allen anderen Verfolgengruppen, die von ihren Familien aufgefangen werden konnten.

Die meisten der Holocaustüberlebenden versuchten, wenn sie nicht in tiefe Depression und den Folgen ihrer Traumatisierungen versanken, „normale Leben“ zu führen, häufig mit einem besonderen Lebenshunger, der beispielsweise in den DP-Lagern⁴³ zu einer extrem hohen Geburtenrate führte. Viele gingen, da sie nicht in Deutschland oder Osteuropa leben wollten, nach Israel, in die USA, nach Lateinamerika, Kanada oder andere Immigrationsländer, wo sie Probleme mit Sprache und Ausbildung hatten. Unter denjenigen, die blieben, wurde ihre jüdische Herkunft eher zurückhaltend nach außen gezeigt, manche unserer Befragten aus Deutschland und Osteuropa verschwiegen es und begannen erst in den 1990er Jahren nach den Umwälzungen im sowjetischen Einflussbereich, ihrem Judentum nachzuspüren oder es zu praktizieren, andere fühlten sich gerade wegen des Faschismus und wegen des sozialistisch-kommunistischen Widerstandes in ihren sozialistischen Anschauungen bestärkt. Auch von anderen Folgen wird berichtet, wie zum Beispiel von einer weiteren Traumatisierung, gesundheitlichen Langzeitschäden, schwierigen Beziehungen mit dem anderen Geschlecht, Schweigen über die eigenen Erfahrungen sogar in den Familien. Viele der jüngeren Überlebenden fühlten sich zu alt, um nach „diesen Erfahrungen noch einmal die Schulbank zu drücken“ und versuchten, direkt in Berufe einzusteigen.

Eine strittige Frage auch unter uns Autorinnen und Autoren ist die, ob Sklavenarbeit und Holocaust zu einer *Säkularisierung des Judentums* geführt habe. Es gibt offensichtlich zwei Haupttendenzen in dieser Frage: Manche der befragten Juden fühlten sich nach der Verfolgung mehr als Juden denn zuvor und haben sich auch wieder dem religiösen Judentum zugewandt, manche aus dem Realsozialismus erst spät, nämlich nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Systems. Die Juden der anderen Tendenz sind offensichtlich durch Verfolgung, Tod der Eltern und jüdischen Lehrer, Herausreißen aus den früheren jüdischen Zusammenhängen und durch Emigration sowie den Aufbau einer Existenz in neuer Umgebung vom Judentum entfernt worden, mindestens vom orthodoxen Judentum.

Christoph Thonfeld beschreibt in einem Aufsatz, dass bei befragten Juden eine „kognitive Dissonanz“ zu beobachten sei, so als ob ihre damaligen Erlebnisse und heutigen Beurteilungen nicht auf einen Nenner zu bringen seien.⁴⁴ Dori Laub und Johanna Bodenstab zeigen, dass viele der traumatisierten Überlebenden in Parallelwelten leben, in der Wirklichkeit ihrer Erinnerungen und in der Realität ihres heutigen Lebens: „Häufig gibt es keinen Wunsch, Brücken zwischen diesen parallelen und voneinander getrennten Leben zu bauen. Die Welten müssen von den Überlebenden auseinander gehalten werden, damit sie leben können.“⁴⁵

43 DPs = Displaced Persons.

44 Vgl. dazu den Aufsatz von Christoph Thonfeld über England in diesem Band.

45 Vgl. ihren Aufsatz „Wiederbefragt“ in diesem Band.

Nahezu alle befragten Jüdinnen und Juden sind geschlagen mit den Fragen „Warum gerade ich? Warum bin ich durchgekommen? Warum andere nicht?“, die manchmal in die Vorstellung von einer „Überlebensschuld“ münden. Die Frage „Warum wurden wir verfolgt?“ wird zwar selbstverständlich mit dem „Weil ich Jude bin oder dazu gemacht wurde“ beantwortet, aber manchmal wird diese Antwort als besonders schrecklich empfunden, manchmal fast als Trost, weil sie keine Schuld impliziert, sondern ausschließlich den Rassismus der Nazis demonstriert.

3.2 Kriegsgefangene

Die sowjetischen Soldaten, die in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten und Zwangsarbeit verrichten mussten, bekamen auch 60 Jahre später keine Entschädigung aus Deutschland. Sie galten als Soldaten, und die waren von der Entschädigung ausgenommen, auch die ca. 800.000 weiblichen Kriegsgefangenen. Im Krieg wurden ihnen gegenüber die Bestimmungen der Genfer Konvention nicht eingehalten, anders bei den meisten englischen und amerikanischen Kriegsgefangenen. Die offizielle damalige Begründung war, die Sowjetunion hätte die Genfer Konvention nicht unterzeichnet. Französischen und jugoslawischen Kriegsgefangenen gegenüber galt die Konvention mit Einschränkungen. Die meisten polnischen und französischen Kriegsgefangenen sowie die Italienischen Militärinternierten wurden in den Zivilstatus versetzt und zur Zwangsarbeit herangezogen, von den Rotarmisten nur einige Tausend; dennoch mussten mehr als zwei Millionen von ihnen Zwangsarbeit verrichten.

Die Versorgung und Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen war – wie eingangs beschrieben – besonders im ersten Jahr vom Juni 1941 bis zum Frühjahr 1942 so katastrophal, dass ca. zwei Millionen von ihnen starben. Erst danach wurden sie millionenfach zur Zwangsarbeit in Deutschland eingesetzt und etwas besser ernährt, anfangs vor allem zum Aufbau der Lager, in denen sie dann hausen mussten, und zum eigenen Selbsterhalt. Im Rahmen dieses Projektes wurden immerhin 23 Kriegsgefangene befragt. Ein Beispiel für diejenigen, die dieses erste Jahr überlebten und von uns befragt werden konnten, ist Georg K. Er hat diese Phasen nicht nur überlebt, sondern hat sich auch später für die Interessen der sowjetischen Kriegsgefangenen gegenüber Deutschland eingesetzt, sowohl in der Sowjetunion als auch danach in Russland. Überdies ist er – wie einige unserer russischen Gesprächspartner – ein großer Erzähler. Georg K. wurde zwei Mal gefangen genommen:

Bei Jelnia geriet ich zum zweiten Mal in Kriegsgefangenschaft, kam in das Lager Wjasma. Es war eines der schrecklichsten Lager, ein befestigtes Lager zwar, doch die Bedingungen unterschieden sich nur wenig von denen im Feldlager. Nach zwei oder drei Wochen war ich ein Dystrophiker, ich schwankte im Wind. Der Winter begann, November, es war kalt und wir lebten in ungeheizten Räumen einer alten Kaserne. Hier erfuhr ich, dass es Menschenfresserei nicht nur in Büchern gibt. In diesem Lager gab es Fälle von Menschenfresserei. (...) Zum Frühlingsanfang begannen die sowjetischen Truppen eine neue Offensive, auch in Richtung Wjasma, und die Deutschen begannen, das Lager zu evakuieren. Ich geriet in den ersten Zug aus diesem Lager. Man fuhr nach Minsk, in ein Lager, das tragische Berühmtheit erlangt hatte, in das Lager Masjukovschina. Es war in einer ehemaligen Kaserne eingerichtet, ringsum Stacheldraht und Wachtürme mit Maschinengewehren. An die erste Zeit

meines Aufenthaltes dort kann ich mich nicht mehr erinnern, ich kam halb bewusstlos an. Ich erwachte in einem mit Stacheldraht abgetrennten Block für Typhusranke. Viele waren an Typhus erkrankt, nur wenige haben überlebt. Hunger und Typhus taten das ihre.

Später wurde Georg K. nach Deutschland in das Stalag Stuckenbrock transportiert. Je näher das Kriegsende rückte, desto freundlicher wurden die deutschen Soldaten der Wachmannschaften.

„Georg, schreib mir ein Papier, dass ich als Wachmann euch gegenüber loyal war, dass ich euch nicht geschlagen, nicht schikaniert habe. Sicher, ich war gezwungen, euch zu bewachen, doch ansonsten aber war ich euch gegenüber loyal.“ – „Wozu brauchst du solch ein Papier?“ – „Nachher kommen die Euren, der Krieg ist zu Ende ...“ - das war bereits Anfang 1945 - „... oder die Alliierten kommen, und dann kann ich ihnen das Papier zeigen und mich entlasten.“ Wir begannen Ablasszettel zu schreiben. Natürlich veränderte sich damit auch das Verhältnis der Deutschen zu uns. So entstanden merkwürdige Formen des Widerstandes, die nirgends aufgeschrieben, nirgends fixiert worden sind.

Georg K. war und ist wie viele der sowjetischen Befragten bis heute stolz darauf, als Soldat im Großen Vaterländischen Krieg die Deutschen besiegt zu haben. Aber auch bei ihm findet sich die erwähnte Unterscheidung zwischen „Mensch“ und „System.“

Die russische Zivilarbeiterin Taissa T.⁴⁶ berichtet von den Unterschieden zwischen den Zivilarbeiterinnen im Dorf und in der Fabrik und zu den französischen Kriegsgefangenen, die anders behandelt worden seien als die sowjetischen.

Zu dem Zeitpunkt (am Ende des Krieges) haben wir alle überhaupt nichts gewusst. Wir waren ein verschlossener Kreis. Wir hatten mit niemandem gesprochen, kannten nur unsere Arbeit und unsere Baracken. Sie hatten uns nirgendwo hin gelassen, weil das Werk eben ein Kriegswerk war..., und deshalb überwachten sie uns auch. Aber die, die bei den Bauern arbeiteten, die durften frei herumlaufen und sich mit allen unterhalten.

Sie erzählt auch von ihrer Freundschaft zu einem französischen Kriegsgefangenen. Sie musste in Deutschland in einer Fabrik arbeiten, die in der Nähe eines Dorfes neu aufgebaut worden war, wurde in dieser Fabrik und im dazugehörigen Lager bis kurz vor Kriegsende „nicht gut“ behandelt. Das änderte sich ab dem März 1945:

Man erlaubte ihr und ihren Kolleginnen plötzlich, in den Wald zu gehen, um Beeren zu sammeln. Der Vorgesetzte, *der Herr sein wollte und wir seine Sklaven, der ist ganz und gar still geworden.* Sie durften auch mal in das Nachbardorf gehen, wo es eine Kneipe und andere, französische Kriegsgefangene gab.

46 Taissa T. wurde von den Kolleginnen der Gesellschaft Memorial in Moskau befragt. Sie stammt zwar aus der Ukraine, lebt aber heute in Pensa in Russland.

Diese gefangenen Franzosen gingen frei durch das Dorf. Und unsere Mädchen begannen, sich mit diesen Kriegsgefangenen anzufreunden. (...) Im März '45 hatte ich den Franzosen schon kennen gelernt. Wie haben wir uns eigentlich unterhalten? (Sie lacht.) (...) Im Mai hörten wir plötzlich das Dröhnen von Flugzeugen und Feuer und dann, und dann passierte etwas Unglaubliches. Plötzlich kamen Panzer, Motorräder und alles. Die Amerikaner hatten das Dorf schon besetzt, da, wo die Franzosen waren (seufzt), und die Franzosen liefen hinter den Panzern her... Und dann kamen sie zu uns gelaufen. Unsere Siedlung dröhnte auch schon, und sie besetzten sie, die Polizisten waren weg, alle waren weg, wir waren ganz allein (seufzt). Und die Franzosen kamen zu uns, in unsere Baracken gelaufen ... Oh, und wir haben uns umarmt und geküsst, wir waren frei. Und dann haben die Amerikaner den Speiseraum besetzt und begannen, so eine Musik zu spielen, so eine, die die Amerikaner für gewöhnlich haben: tam, tam, tam, ta,... irgendwie so..., na, so eine fröhliche Musik, zum ersten Mal haben wir Trommeln (Schlagzeug) gehört.

Taissa T. wurde Ende Mai zurück in die Ukraine gebracht, war eine derjenigen, die nur eine kurze Zeit untersucht wurden, fand im Gegenteil überall Verständnis. Sie studierte, wollte Französisch-Lehrerin werden, aber man sagte ihr:

„Weißt du, bei uns wird Französisch eigentlich ziemlich selten gelehrt, im Wesentlichen gibt es Deutsch.“ – Oje, Deutsch will ich nicht! Das will ich nicht! Bis heute blieb mir das als so eine schimpfende Sprache in Erinnerung – (auf Deutsch:) ‚Hände hoch und Schwein rein!‘ Das konnte ich nicht, das wollte ich nicht. Ich konnte Deutsch nicht ausstehen, nein, nein, weder Deutsch noch die Deutschen, ich konnte nicht! „Ich will Französisch.“ – „Aber Französisch ist sehr selten und wo, in welchen Städten? Bei uns lernt man im Wesentlichen Deutsch.“

3.3 Sklaven- und Zwangsarbeiter aus verbündeten und besetzten Ländern

Im Osteuropa der Nachkriegszeit wurden die Unterschiede verwischt, die während des Krieges in der Behandlung zwischen jenen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen bestanden, die aus mit Deutschland verbündeten Staaten oder aus „Feindstaaten“ kamen. Aber die Unterschiede waren groß: Heute gibt es beispielsweise eine Debatte in Bulgarien, das mit Deutschland verbündet war, darüber, ob der Status als verbündetes Land dazu geführt habe, dass hier weniger Juden oder Roma ermordet wurden als in besetzten Ländern.⁴⁷ Allerdings mussten sich von 1942 bis 1944 alle jüdischen Männer zwischen 20 und 46 Jahren in Bulgarien zur Zwangsarbeit melden. Sie wurden in Arbeitsgruppen eingeteilt (100 bis 300 Personen), die zu zwölf so genannten Bataillons zusammengefasst wurden. Juden mussten auch in Bulgarien den Judenstern tragen, ihre Bewegungsmöglichkeiten wurden eingeschränkt, ihre Unternehmen weitgehend geschlossen. Der vom Deutschen Reich forcierte Beschluss zur „Aussiedlung“ von Juden „in den Osten“ sei zwar – nach den Akten des Außenamtes – schließlich in Bulgarien angenommen, aber 1943 nur schleppend umgesetzt wor-

⁴⁷ Vgl. den Aufsatz von Ana Luleva über Bulgarien in diesem Band.

den.⁴⁸ Anders war dies jedoch in den Gebieten Thrakien und Makedonien, die Bulgarien im Krieg zugesprochen worden waren.⁴⁹

Aus Bulgarien kamen auch relativ wenige Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen; Zwangsarbeit in Deutschland mussten vor allem die dort lernenden Studentinnen und Studenten verrichten, die nicht mit der profaschistischen Politik ihrer Regierung einverstanden waren.

Inwieweit ein Land eine eigenständige Politik gegenüber dem deutschen Reich behauptete, dürfte nicht allein daran gelegen haben, ob es mit Deutschland verbündet war oder nicht; denn in dem „Schutzstaat“ Slowakei wurden auch *wegen* dieses Status' seit 1942 ca. 57.600 slowakische Juden von slowakischen Behörden nach Polen deportiert, von denen vermutlich nur 800 nach dem Krieg zurückkehrten.⁵⁰ Die meisten Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus der Slowakei hatten zwar zunächst besondere Rechte und wurden auch von den slowakischen Arbeitsämtern nach Deutschland vermittelt, aber die Forderungen des Deutschen Reiches wurden im Verlaufe des Krieges immer drängender und die Slowaken verloren mehr und mehr ihre besonderen Rechte.

Ob das Auswärtige Amt und die SS ihre Politik gegenüber Juden in einem verbündeten Land durchsetzen konnten, lag vermutlich hauptsächlich daran, welche strategische Bedeutung dieses Land für die militärische und politische Führung des Dritten Reiches hatte, welche Durchsetzungsmöglichkeiten daher bestanden und wie stark die Eliten dieses Landes ihrerseits eine antisemitische Politik oder wenigstens elementare Rechtsvorstellungen gegenüber Juden und Roma einhalten wollten.⁵¹ Je weiter der Krieg voranschritt, desto mehr Widerspruch gab es auch in den Regierungen oder Eliten anderer verbündeter Staaten gegen die „Judenpolitik“ des Dritten Reiches.

Einen weiteren Sonderfall repräsentieren – wie beschrieben – die italienischen Militärinternierten, aber auch diejenigen französischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die unter dem Vichy-Regime des Marschall Petain entsprechend der

48 Der bulgarische König soll in einem Gespräch mit dem deutschen Außenminister Ribbentrop nur der Abschiebung bolschewistisch-kommunistischer Elemente zugestimmt haben. Die 25.000 Juden dagegen wolle er im eigenen Land in KZ zusammenfassen lassen, da er sie für den Straßenbau benötige. Ribbentrop habe geantwortet, dass „nach unserer Auffassung in der Judenfrage die radikalste Lösung die allein richtige sei“. (Akten zur deutschen Auswärtigen Politik Serie E, Bd. V, Nr. 273, zitiert nach: <http://www.holocaust-chronologie.de/glossar.html> [Stand 27.07.2007]).

49 Von den 20.000 Juden, die ausgesiedelt werden sollten, sei bis März 1943 die „Aussiedlung“ von zunächst 20.000 Menschen nur angeordnet worden, in erster Linie Nicht-Bulgaren aus den annektierten Gebieten, aus Makedonien 7.240 und aus Thrakien 4.219 Juden. Aus dem eigentlichen Bulgarien sollten 6.000 Juden, zur Hälfte aus Sofia, deportiert werden. „Der Entschluss zur Aussiedlung nach den Ostgebieten kam erst nach mancherlei Widerstand zustande“, heißt es in den Außenamtsakten. Erst kürzlich sei im bulgarischen Parlament ein Antrag eingebracht worden, die Deportationen einzustellen, „da das Schicksal, das die Juden in den deutschen Ostgebieten erwarde, die elementarsten Gebote der Menschlichkeit verletzte“. (Ebd.; Serie E, Bd. V, Nr. 275) Am 7. April 1943 berichtet das Auswärtige Amt an das Reichssicherheitshauptamt (RSHA), dass die bulgarische Regierung sich darauf eingelassen hätte, 4.000 jüdischen Kindern die Einreise nach Palästina zu gestatten, ebenso die Durchreise rumänischer jüdischer Kinder – trotz gegenteiliger Äußerungen gegenüber den Deutschen. „Diese Beobachtungen passen gut in den Rahmen einer allgemeinen Abkehr von strengen Judenmaßnahmen, die sich auch in den anderen Südostgebieten zeigt.“ (Ebd., Serie E, Bd. V, Nr. 282).

50 Siehe den Aufsatz von Viola Jakschowa über die Slowakei.

51 Solche Ambivalenzen werden auch in der dänischen Politik deutlich.

Verträge mit dem Deutschen Reich nach Deutschland gehen mussten.⁵² Dazu gehörte auch Elie P., der mit 13 Jahren eine Ausbildung als Apothekenhelfer begann, obwohl er sehr musikalisch war und eigentlich Profisaxofonist werden wollte.

Ich habe Anfang Februar 1943 meinen Einberufungsbescheid zur Arbeit bei der Organisation Todt bekommen. Aber ich bin nicht sofort aufgebrochen. Ich habe versucht zu bleiben. Nur hat die Stadtverwaltung uns leider keine Lebensmittelmarken gegeben.

Der zweiten Einberufung in den größeren Nachbarort Soissons folgte er, weil seine Eltern hofften, dass er dann nicht nach Deutschland müsste. Als Christ glaubte er, dass dies eine Bewährung seines Glaubens sei. Aber er musste dann doch nach Deutschland zur Organisation Todt (OT) und musste beim Wiederaufbau der zerstörten Mönchetalssperre arbeiten.

Wir waren der Leitstelle der OT in H. unterstellt. Sie schickte auch unseren Lohn nach Frankreich. Wir bekamen nur 15 Mark, der Rest ging an unsere Familien.

Die Arbeit war hart, das Lager unangenehm, die Verpflegung knapp:

Böse war, dass wir bei der OT nur eine Suppe am Tag bekamen. Ein Liter Suppe mit einer kleinen Ration Brot. Hier haben wir enorm gelitten, vor allem unter dem Hunger. Ich habe außerdem unter der Härte der Arbeit gelitten, unter der mehr oder weniger schlechten Behandlung durch die Leiter der OT, die ziemlich harte Menschen waren, ziemlich rüde. Dann auch sehr unter der Kälte im Winter, unter den Wohnbedingungen in den Baracken – das war natürlich das Schicksal aller deportierten Arbeiter. Jeder war gleich. (...) Am 2. Dezember wurde unser Lager (durch Bomben) völlig zerstört. Als wir aus unserem Unterschlupf kamen ... Wir haben das Feuer gelöscht. Einige Kameraden sind verbrannt. Es gab 17 Tote.⁵³

Es habe passiven Widerstand in Form von möglichst ineffektiver Arbeit oder sogar Sabotage gegeben: *Immerhin sind 15.000 unserer Kameraden wegen Sabotage oder offenem Widerstand erschossen oder umgebracht worden.*

Bei Kriegsende hielten er und seine katholischen Kameraden eine Dankesmesse ab. Danach kehrte er nach Hause zurück, arbeitete als Apothekenhelfer, *dann unter anderem als Kinodirektor und Musikschulleiter.*

Später hatten er und all jene, die aus dem Vichy-Frankreich verpflichtet wurden, große Mühe, ebenso als Zwangsarbeiter anerkannt zu werden wie die aus dem besetzten Frankreich. Es gäbe noch heute

⁵² Vgl. dazu den Aufsatz von Anne-Marie Granet-Abisset.

⁵³ H. wurde deshalb so stark bombardiert, weil es ein Zentrum der stahl- und der metallverarbeitenden Industrie war mit den Klöckner-Humboldt-Deutz-Werken, ähnlich wie Essen, wo die Krupp-Werke angesiedelt waren.

einen verborgenen Widerstand gegen unsere Anerkennung. Wenn es darum geht, ein Gesetzesprojekt zu machen, dann passiert irgendetwas. Peng! - dann gibt es so etwas wie eine Mauer (...), weil es die Vichy-Regierung im Dienst von Hitler war, die uns Arbeiter nach Deutschland – zum Feind – geschickt hat. (...) Aber wir haben unseren Anteil an der Résistance, am Widerstand. Wir haben passiven Widerstand geleistet – mit mehr oder weniger gewichtigen Mitteln, aber wir waren widerständig. Wir sind also gezwungenermaßen gefahren – verpflichtet, in manchen Fällen sogar bei Razzien verhaftet, aber mit der Bedrohung unserer Familien und der Unmöglichkeit, irgendwo anders zu bleiben.

Hier wird einmal mehr deutlich, wie sehr die lange Jahre versäumte Bearbeitung der Geschichte der Vichy-Regierung sowie der Kollaborationsproblematik zu Lasten der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen aus diesem Teil Frankreichs ging und geht – ein Grundproblem der Erinnerungspolitik und Erinnerungskultur des Nachkriegs-Frankreich.

Anders gelagert ist dieses Problem in Israel, da man hier (ebenso wie jüdische Wissenschaftler in den USA) früher als anderswo auch die Politik der Judenräte in den besetzten Ländern untersuchte, besonders in den Ghettos. Deren Politik gegenüber den Nazis stand unter ungeheurem Druck und war ebenfalls von der Hoffnung getragen, dass Arbeit, unter welchen Bedingungen auch immer, die Ermordung oder die Deportation in die Vernichtungslager verhindern oder bis zu einer Befreiung durch die Alliierten aufschieben könnte – wiederum vergeblich.

4. Zur Validität von Zeitzeugen-Erinnerungen

Es ist in der deutschen, weniger in der anglo-amerikanischen historischen Zunft immer noch strittig, qualitative biografische Forschungen, Erinnerungen und lebensgeschichtliche Selbstdarstellungen zusätzlich zur Aktenüberlieferung zu nutzen, wenn es um die realgeschichtliche Rekonstruktion von Abläufen, Daten und Fakten geht. Auch wir, die Mitglieder dieser Forschungsgruppe zur Zwangsarbeit, meinen, dass Erinnerungen vor allem Quellen sind, um etwas über die *verarbeitete* Geschichte, *weniger über „Realgeschichte“* zu erfahren. Dort entfaltet diese Methode ihre hauptsächlichliche Stärke – also beispielsweise dann, wenn es um die Nachwirkungen bestimmter Erfahrungen, so u.a. von traumatischen Erlebnissen aus der Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges, um die Nachwirkungen von Sozialisationen wie in jüdischen Milieus, um die Erziehung und deren Folgen, etwa in den Jugendverbänden, geht.

Gerade weil wir bei der Vorbereitung dieses internationalen Dokumentationsprojektes die Stärken der Oral History weniger in der realhistorischen Rekonstruktion der Zwangsarbeit sahen, sondern vielmehr in der Untersuchung der *verarbeiteten* Geschichte, in der Bearbeitung der *Folgen* bestimmter Erlebnisse auch der Zwangsarbeit für die weitere Biografie, müssen wir uns etwas korrigieren und ihre Bedeutung auch für die Rekonstruktion realhistorischer Abläufe anerkennen. Die früheren Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen konnten sich nämlich erstaunlich präzise an Namen der Firmen und an die Orte, an Fakten und Ereignisse, manchmal sogar mit Daten erinnern. Das dürfte einerseits daran liegen, dass diese Phase in Deutschland in einem

klar eingrenzbaeren Abschnitt ihres Lebens stattfand und eine groe Bedeutung hatte, andererseits daran, dass sie wegen der Mglichkeit der Entschädigung die Rahmenbedingungen eruieren mussten und sich deshalb mit anderen Personen austauschten. Außerdem hatten viele schon zuvor Anträge um Anerkennung zum Beispiel an sowjetische Instanzen gestellt.

Auch ein großer Teil besonders der frühen KZ-Forschungen basiert auf Erinnerungen bzw. auf Berichten von Augenzeugen und *musste* sich anfänglich auf persönliche Erinnerungen stützen, weil ansonsten nur Materialien und Akten der staatlichen oder der SS-Stellen, also der Täterseite, überliefert worden wären. Später, mit den zunehmenden Einzelforschungen, konnten diese subjektiven Erinnerungen, die ja in großer Zahl aufgenommen und ausgewertet wurden, in wesentlichen Teilen bestätigt werden. Außerdem führten sie Historiker auf die Fährte vieler anderer Fragestellungen und regten so weitere Forschungen an entsprechend dem erwähnten „heuristischen Wert“ der Zeitzeugenberichte. Ähnliche Bedeutung hatten Erinnerungen für die Schaffung von Namens- und Totenlisten der Verfolgten und Ermordeten der NS-Diktatur (und der sowjetischen) in West- und Osteuropa, für die Erforschung der Kriegsgefangenenlager in verschiedenen Ländern⁵⁴, für die Untersuchung der sowjetischen Lager in verschiedenen Sowjetrepubliken⁵⁵ z.B. durch die Gesellschaft Memorial in Nachfolgestaaten der Sowjetunion (übrigens auch der sowjetischen Besatzungszone in Deutschland⁵⁶), für die Migrationsforschung in allen betroffenen Ländern und für viele andere Bereiche der zeithistorischen Forschung.

Aber gerade weil es große Unterschiede in der Forschung über die Sklaven- und Zwangsarbeit je nach Quelle geben kann, gibt es auch Unterschiede je nach Interesse, nach Generation, je nach politischer oder religiöser Orientierung, nach Zugehörigkeit zu (ethnischen) Gruppen oder sogar nach Identifikation mit bestimmten Gruppen oder Opfern bzw. Tätern.

Allgemein lassen sich die Erfahrungen mit subjektiven (Erinnerungs-)Quellen zusammenfassen: Je enger die Berichte mit dem eigenen Erleben verknüpft sind, je konkreter die Fragen und Antworten, je dichter an dem Ereignis, je enger mit der eigenen Biografie verbunden, desto valider sind die Aussagen.⁵⁷ Umgekehrt gilt: Je abstrakter die Fragen sind, je weiter weg vom persönlichen Erleben, je weniger verknüpft mit der eigenen Biografie, desto weniger valide im Sinne realhistorischer Rekonstruktion sind subjektive Erinnerungszeugnisse wie Befragungen, Tagebücher, Fotoalben, Briefe usw.

Allerdings gilt auch: Bei unsicherer Quellenlage, bei unterschiedlichen methodischen Ansätzen, bei zugleich starkem Legitimations-, Rechtfertigungs- und Exkulpa-

54 Vgl. die zahlreichen Veröffentlichungen des Instituts für Kriegsfolgenforschung in Graz (Österreich).

55 Siehe die mehrbändige Lagerdokumentation der Gesellschaft Memorial.

56 „Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950“, Reihe hg. von S. Mironenko, L. Niethammer, A. v. Plato (Koordination) in Verbindung mit V. Knigge und G. Morsch, Berlin 1998; Band 1 hg. von Alexander von Plato, Band 2 von Ralf Possekel.

57 Beispielsweise nützt es nichts, Dresdner Bürger oder ausländische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen nach der allgemeinen Zahl der Bombentoten zu fragen, die sie gar nicht persönlich beurteilen können. Aber es war außerordentlich nützlich, mit den Dresdner Augenzeugen die Namen der Toten in den Nachbarwohnungen und Häusern zu erfragen und damit die „Todesrate“ in den am meisten betroffenen Straßen zu ermitteln. Vgl. meinen Artikel „Erinnerungen an ein Symbol. Die Bombardierung Dresdens im Gedächtnis von Dresdnern“, in: BIOS 2007, 123-137.

tionsdrang oder hoher emotionaler, politischer oder religiöser Identifikation (auch mit Opfern von Verfolgungen) werden mit hoher Wahrscheinlichkeit jeweils passende Ergebnisse entstehen und gegeneinander behauptet. Eine Vielzahl von Befragungen zum selben Ereignis oder zu ähnlichen Verfolgungsabläufen hilft hier sicherlich weiter.

Wesentlich ist immer, dass verschiedene Quellen und unterschiedliche methodische Ansätze – sofern möglich – genutzt werden. Wenn eine Methodenvielfalt angewendet wird, wenn Kontexte und die Einflüsse verschiedener Erinnerungskulturen berücksichtigt werden, dann gewinnen die Ergebnisse beider, sowohl der Oral History wie der klassischen historischen Forschung, eine hohe Plausibilität.

Für die Untersuchung der subjektiven Verarbeitung von verschiedenen Aspekten historischer Prozesse sind allerdings subjektive Zeugnisse die Hauptquellen.

5. Erinnerungskulturen

5.1 Erzählformen

Die Erzählungen der Sklaven- und Zwangsarbeiter unterscheiden sich nicht nur nach dem quasi objektiven Grad der Verfolgung und der Art bzw. den Branchen ihrer Arbeiten in Stadt oder Land, sondern sind auch geprägt von den Herkunftskulturen, aus denen sie stammen oder in die sie zurückkehrten. In der Fülle unserer Interviews finden sich zwar starke individuelle Unterschiede in der Erzählkunst, aber es scheint auch narrative bzw. literarische Muster je nach Herkunftskultur zu geben: so im Verhältnis von Bildhaftigkeit und Aussage, von besonderem Beispiel und allgemeiner Bedeutung, von speziellem Vorbild und einer allgemeinen Moral, besonderer Sinnfälligkeit und pädagogischem Ziel. In einer historiografischen Zusammenfassung wie dieser kann nur darauf hingewiesen werden, dass die von uns zusammengetragenen lebensgeschichtlichen Erzählungen auch für die Literaturwissenschaften, die Linguistik, die Autobiografieforschung oder die Ethnologie ein reicher Schatz sind – nicht nur für die Geschichtswissenschaften.

Es gibt unter unseren Interviewpartnern regelrechte Geschichtenerzähler, bei denen manchmal schwer zu entscheiden ist, ob für sie die Erzählkunst oder die wahrhaftige Information im Vordergrund steht oder beides. Nach meiner Durchsicht der Interviews nicht nur dieses Projektes gibt es eine Häufung solcher Erzählkünstler besonders in Osteuropa und darin wieder in russischer Sprache. Dafür wenigstens ein Beispiel aus den vielen, um anzudeuten, was gemeint ist, ein Beispiel dafür, wie ein russischer Kriegsgefangener und Zwangsarbeiter versucht, die trockene und äußerst knappe Aufzählungen dessen, was ihm wesentlich scheint, durch eine Besonderheit auf literarische Weise lebendig werden zu lassen:

Georg K.: Das halbe Leben passt in dreißig Minuten. Welche Erlebnisse aus der Gefangenschaft im Minsker Lager soll ich erzählen? Es gab erstaunliche Fluchtversuche mit Militärautos. Waffen wurden in das Lager geschmuggelt, um einen Aufstand vorzubereiten. Sowjetische Flugblätter tauchten auf, und im Lager erschien eine handgeschriebene Zeitung, an der z.B. der Schriftsteller Zlobin mitgemacht hatte. Es gab vieles, aber ich möchte von einem Spatzen erzählen. Ich lag in der Baracke unmittelbar neben der Tür. Durch die Tür kam ein Spatz herein geflogen, setzte sich in eine Ecke, und aus der Ecke direkt auf

meine Hand. Ich spürte das Zittern und die Wärme des Vogels. Und ich dachte: „Mir, einem starken großen Menschen, ist es schon schwer – wie mag es diesem kleinen Spatzen hier ergehen?“ Die Mitgefangenen schauten neidisch zu mir herüber: Das Fleisch war mir direkt in die Hand geflogen. Ich aber ließ den Spatzen wieder frei. Einmal „Tsachip“, zur Tür hinaus flog er davon, und weg war er. Vielleicht hat dieser Spatz uns gezeigt, dass wir überleben werden, dass wir all diese Schwierigkeiten besiegen und die Gefangenschaft überleben werden, denn noch haben wir Kraft, um anderen zu helfen.

Die Herkunftskulturen unserer Befragten bieten nicht nur eigene literarische Vorbilder oder Helden- und Opfer-Epen oder Mythen nationaler Verteidigung, die Verarbeitungsraaster oder Muster für Erzählungen aus der nationalsozialistischen Verfolgung und Zwangsarbeit bildeten (wie Geschichten aus der jüdischen Diaspora oder ganz anders: aus dem Vaterländischen Krieg Russlands gegen die napoleonische Besetzung). Darüber hinaus machten die Gesellschaften und die Regierungen der Heimatländer den heimkehrenden oder in die Emigration getriebenen, aber gerade befreiten Sklaven- und Zwangsarbeitern beiderlei Geschlechts sehr unterschiedliche „Verarbeitungsangebote“: Diese reichten von fundamentaler Unterstützung, besonderen Vorteilen bei der täglichen und der gesundheitlichen Versorgung sowie besonderen Solidarorganen, in denen auch Zeugnis abgelegt wurde, über Gleichgültigkeit in der allgemeinen Nachkriegsnot bis hin zur Ablehnung wegen des Generalverdachts, alle Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen seien Kollaborateure oder gar Landesverräter gewesen.

Auf diese unterschiedlichen Grade der mitfühlenden Anerkennung oder schroffen Ablehnung gab es natürlich explizite oder auch implizite Reaktionen bei den Betroffenen. So ist mir beispielsweise bei Interviews mit früheren sowjetischen Kriegsgefangenen in Deutschland aufgefallen, dass es bei Offizieren das Erzählmuster gibt, kampfunfähig, halb vergraben oder bewusstlos gewesen zu sein, als man in Gefangenschaft geriet, so dass man seine Pistole nicht mehr einsetzen oder Selbstmord begehen konnte. Denn es gab, so erläutern einige an anderer Stelle des Interviews, den Befehl zumindest für Offiziere, eine Kugel für sich selbst aufzuheben, lieber zu sterben, als in Gefangenschaft zu gehen.

Es entwickelten sich bekanntermaßen auch „Opfergruppen“ in der Nachkriegszeit, in denen man vom Schicksal anderer erfuhr, Erzählungen hörte, selbst berichtete, sich und das eigene Schicksal sowie die eigene Erzählung mit anderen verglich. Dies führte sicherlich zu einer Beeinflussung der eigenen Erzählung oder gar zu Übernahmen der Geschichten anderer (was übrigens nicht heißt, dass sie deshalb „Falsches“ berichten). Außerdem gab und gibt es Konkurrenzen zwischen den verschiedenen Opfern der nationalsozialistischen Diktatur⁵⁸, später auch und besonders zu den Opfern der sowjetischen. Diese Opferkonkurrenz bestand in den einzelnen Ländern sehr unterschiedlich – eben entsprechend dem jeweiligen politischen System und besonders je nach dem Grad der Ablehnung oder Zustimmung, den die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in den Gesellschaften und durch die Politik erfuhren, aber auch

58 Vgl. meinen Aufsatz „Opferkonkurrenten?“, in Elisabeth Domansky und Harald Welzer (Hg.): Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit, Tübingen 1999, 74-92. Auf Englisch unter dem Titel „Victims competition?“ in: International Journal on audio-visual Testimony – Fondation Auschwitz Bruxelles, December 1998, 7-14.

je nach dem Feind- oder Verbündeten-Status, den dieses Land gegenüber dem Nationalsozialismus eingenommen hatte.

Für Deutschland kann man sagen, dass „Auschwitz“ die Messlatte, das Symbol für den schlimmsten Grad der Verfolgung wurde, was dazu führte, dass alle anderen sich daran maßen und sich gegenüber den überlebenden Juden aus den Vernichtungs-KZ manchmal als „Opfer zweiter Klasse“ empfanden, wie die von der Wehrmachtsjustiz verurteilten Deserteure oder diejenigen, die nach dem Krieg in sowjetischen Speziallagern eingesperrt waren, ohne Nazis gewesen zu sein. Der Messlattepunkt Auschwitz führte auch dazu, dass die Geschichten über die eigene Verfolgung häufig implizit, manchmal auch explizit mit der Bedrohung durch Vernichtungs-KZ verglichen wurden und werden.

Der Staat Israel und die dortigen Gedenkstätten und historischen Institute unterstützten die Überlebenden des Holocaust, die häufig Sklavenarbeiten zu verrichten hatten, Zeugnis (testimonies) über ihre Verfolgung unter anderem deshalb abzulegen, um den Holocaust zu erforschen, die Erinnerung an die Ermordeten wach zu halten und ihnen ein Denkmal zu setzen; außerdem hatte es bei vielen Überlebenden die Reaktion des Schweigens auf die tödlichen Bedrohungen, Demütigungen, Verluste von Verwandten gegeben. Ihnen sollte durch die Beispiele anderer Mut gemacht werden, ihre Geschichte zu erzählen. Seit mehr als 30 Jahren arbeitet Yad Vashem in Jerusalem. Auch in den USA sind in den letzten drei Jahrzehnten eine Fülle von Befragungen durchgeführt worden, wie die des Fortunoff Archives an der Yale University, des Holocaust Memorial Museums in Washington und der Shoah Foundation Spielberg in Los Angeles. All dies hatte sicherlich das Selbstbewusstsein der Opfer erhöht und damit auch die Bereitschaft, vom eigenen Schicksal zu berichten. In Deutschland wurden in jeder Gedenkstätte und in jeder Geschichtswerkstatt Interviews mit Holocaust-Überlebenden geführt, viele historische Institute führten Befragungen durch (auch das unsrige an der Fernuniversität in Hagen), oder private Personen wie die Filmerin Loretta Walz schufen ganze Videobestände, in diesem Fall mit ehemaligen „Ravensbrückerinnen“.⁵⁹

Es entwickelte sich weltweit eine Kultur des Zeugnisablegens über die Shoah (eine Kultur der Testimonies), die sich um die Verfolgung drehte, eine Erzählkultur der „Opferung“ (im Sinne des englischen sacrifice). So bedeutsam diese Kultur für die Erforschung des Holocaust, für eine jüdische Selbstversicherung und für die Verurteilung der Täter war⁶⁰ und ist, so entwickelte sich dennoch mehr und mehr die Befürchtung, dass es eine Beschränkung der Überlebenden auf ihren Opferstatus geben könne, die der Vielfalt ihres früheren und späteren Lebens nicht gerecht würde. In diesem Dokumentations- und Forschungsprojekt ist die Verfolgungsgeschichte Teil der gesamten Biografie. Das war nicht unstrittig, weil es die Besorgnis gab, Vor- und Nachgeschichten könnten die zentrale Stellung der Verfolgung durch den Nationalsozialismus in den Befragungen verwässern. Das stimmte schon deshalb nicht, weil von unseren Erzählern und Erzählerinnen selbst die Verfolgungsgeschichte häufig zu ihrer späteren Biografie in Beziehung gesetzt wird – sei es wegen gesundheitlicher Spätfol-

59 Vgl. Loretta Walz: *Und dann kommst du dahin an einem schönen Sommertag. Die Frauen von Ravensbrück*, München 2005; oder auch ihren Film „Die Frauen von Ravensbrück“, der 2006 einen Grimme-Preis erhielt.

60 Siehe hierzu den Aufsatz von Dagi Knellens über die Zeugen und Zeuginnen im Auschwitz-Prozess 1963 bis 1965 in Frankfurt am Main in diesem Band.

gen, sei es wegen späterer Schwierigkeiten, Beziehungen einzugehen oder über ihre Verfolgungsgeschichte zu sprechen. Auch die in der Verfolgung erlernten Fähigkeiten werden immer wieder erwähnt, zum Beispiel die Fähigkeiten, die eigenen Schwächen und Stärken, die man im Lager gewonnen hatte, einschätzen zu können oder andere, spätere Lebenskrisen an den früheren Schrecken messen zu können und in ihrer wirklichen, das heißt hier geringeren Bedeutung zu sehen und Ähnliches mehr.

Es hatte vor dem Beginn unseres Projektes auch die Befürchtung bestanden, die Nachkriegserfahrungen in den Diktaturen Osteuropas könnten sich in den Vordergrund drängen und die Shoah relativieren. In der Tat hat sich zwar manchmal diese Relativierung gezeigt, weil frühere osteuropäische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen eben zwei Diktaturerfahrungen zu verarbeiten hatten, aber zugleich wurde die Verfolgungsgeschichte im Nationalsozialismus nicht verwässert. Im Gegenteil: Wenn jemand – wie die erwähnte Maria K. – in der Sowjetunion nach 1945 als frühere Zwangsarbeiterin wegen des Verdachts auf Landesverrat keine Berufsausbildung machen durfte und mit ihrem Holzbein zusammen mit Kriminellen 40 Jahre in einer Kartonagenfabrik arbeiten musste, dann wird nach meinen Erfahrungen die Bedeutung der Verfolgung im Nationalsozialismus durch die Ungerechtigkeit in der Sowjetunion eher verstärkt. Aber ich verstehe, dass es hier unterschiedliche Ansichten geben kann, und es zeigen sich ja auch in manchen Ländern Osteuropas heute Tendenzen, die nationalsozialistische Diktatur gegenüber der sowjetischen zu bagatellisieren – weniger allerdings in den privaten Erzählungen, wie unser Projekt demonstriert, als in öffentlichen Museen und Medien.

5.2. Flickenteppich der Erinnerungskulturen zum Zweiten Weltkrieg

Im kulturellen Gedächtnis oder genauer: in den kulturellen Gedächtnissen der verschiedenen Länder Ost- wie Westeuropas, Amerikas oder Israels sowie der Immigrationsländer spielen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in der Nachkriegszeit sehr unterschiedliche Rollen. Je nachdem welche Möglichkeiten der Artikulationen ihnen gegeben wurden, welche Anerkennung oder Ablehnung sie erfuhren oder wie sich ihre Erfahrungen mit denen anderer vermischten oder von ihnen dominiert wurden wie von der Shoah oder vom heldenhaften Sieg der Sowjetunion im Großen Vaterländischen Krieg, verschoben sich Gewichte in den Erinnerungen der Zeitzeugen und in ihren nachträglichen Beurteilungen der Zwangsarbeit im Nationalsozialismus.⁶¹

In den Länder der früheren Sowjetunion⁶² herrschte jahrzehntelang die staatlich festgelegte „Vergangenheitspolitik“⁶³ vor, die die heroische Rolle der Roten Armee,

61 Vgl. dazu vor allem die Aufsätze von Irina Scherbakowa (Memorial Moskau) und Anna Reznikowa (Memorial St. Petersburg) oder auch von Alexander Dalhouski (Weißrussland).

62 Zu Russland vgl. für diesen Zusammenhang – neben den Beiträgen in diesem Band – Jörg Osterloh: Die Lebensbedingungen und der Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen im „dritten Reich“ und in der Sowjetunion, in: Hans-Christoph Seidel und Klaus Tenfelde (Hg.): Zwangsarbeit im Europa des 20. Jahrhunderts. Bewältigung und vergleichende Aspekte, Essen 2007, S. 155-186. Vgl. auch „Ostarbeiter“ – „Остарбайтеры“, Weißrussische Zwangsarbeiter in Österreich, Sonderband 2, Graz und Minsk 2003 und – über Weißrussland hinaus bedeutsam – Christian Gerlach: Kalkulierte Morde, Hamburg 1999. Vgl. zu Russland auch die Arbeiten von Pavel Poljan zur Zwangsarbeit, besonders: Жертвы двух диктатур: Жизнь, труд, унижение и смерть советских военнопленных и оstarбайтеров на чужбине и на родине, Moskau 2002 oder ders.: Die Erinnerungen an die Deportationen während der deutschen Besatzung in der Sowjetunion, in: Seidel und Tenfelde (Hg.), a.a.O., S. 59-74, Im selben

der kommunistischen Partisanen und politischen Führung der KPdSU und ihrer befreundeten Parteien im Großen Vaterländischen Krieg gegen das Deutsche Reich hervorhob. So verstehbar diese Haltung nach dem Sieg über einen als übermächtig empfundenen Aggressor auch ist, so sehr fielen damit weniger heroische Elemente dieses Krieges unter den Tisch: die diktatorische Herrschaft, die ungeheuren Verluste von Soldaten der Roten Armee beispielsweise oder die Verbrechen bei ihrem Vormarsch in andere Länder vor allem Osteuropas. Unter diese Dominanz des heroischen Kampfes wurde aber auch die Vernichtung der europäischen Juden subsumiert; und die Leidensgeschichten der sowjetischen Kriegsgefangenen⁶⁴ wurden ebenso vernachlässigt wie die der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, wenn sie nicht sogar als potentielle Landesverräter behandelt wurden.

Den Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen wurde durch die sowjetischen Regierung unter Stalin jegliche Anerkennung versagt. Fast alle durchliefen nach ihrer Heimkehr so genannte Filtrierlager zur Untersuchung einer möglichen Kollaboration in Deutschland, wurden aber nach kurzer Zeit freigelassen; andere mussten erneut Zwangsarbeit verrichten und kamen erst später nach Hause, dritte mussten gleich weiter in der Roten Armee dienen, manchmal für Jahre, vierte wurden in Straflager gesteckt. Der Direktor des Staatlichen Archivs der Russischen Föderation in Moskau, Sergej Mironenko, schätzt, dass nicht mehr als 10 Prozent der heimkehrenden Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen länger als drei Monate in Filtrier-, Arbeits- oder Straflagern zubringen mussten, mehr waren es wohl in der Roten Armee oder in der verordneten Arbeit entfernt vom eigenen Zuhause.⁶⁵ Aber die meisten hatten schon bei der Heimkehr gespürt, dass sie prinzipiell der Kollaboration oder des Landesverrats verdächtigt wurden, und waren tief enttäuscht und besorgt.

Aber auch die Länder Mittel- und Osteuropas, die Zwangsarbeiter anerkannten oder wenigstens nicht als Kollaborateure verdächtigten, haben sie in den Erinnerungskulturen marginalisiert. Es herrschten die Kulturen der Heldenverehrung kommunistischer Kämpfer und Partisanen vor.

Im Gegensatz zur Sowjetunion wurden die heimkehrenden polnischen Kriegsgefangenen sowie Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen nicht als mögliche Landesverräter und Kollaborateure behandelt⁶⁶, ähnlich war es in der Tschechoslowakei

Band von Seidel und Tenfelde auch Tanja Penter: Zwangsarbeit im Donbass unter stalinistischer und nationalsozialistischer Herrschaft, 1929 bis 1953, S. 227-252.

63 Dieser Begriff von Norbert Frei scheint mir am besten geeignet, die Politik mit der Geschichte zu benennen. Vgl. Norbert Frei: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996.

64 Zu den sowjetischen Kriegsgefangenen vgl. die Pionierarbeit von Christian Streit: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945. Stuttgart 1978. Zur Zwangsarbeit Ulrich Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. Berlin/Bonn 1985; Mark Spoerer: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz, Stuttgart/München 2001; Hans-Christoph Seidel und Klaus Tenfelde (Hg.), a.a.O. Zur Entschädigungsdebatte vgl. Lutz Niethammer: Von der Zwangsarbeit im Dritten Reich zur Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, in: „Gemeinsame Verantwortung und moralische Pflicht“. Abschlussbericht zu den Auszahlungsprogrammen der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, hg. von Michael Jansen und Günter Saathoff, Göttingen 2007, S. 13-84.

65 Mehrfach in Gesprächen mit dem Autor.

66 Vgl. allgemein zur Heimkehr nach Sklaven- und Zwangsarbeit den Beitrag von Christoph Thonfeld in diesem Band ebenso wie den Bericht von Piotr Filipkowski (KARTA) zu Polen.

(damit auch in der gerade wieder aufgelösten Slowakischen Republik⁶⁷, dem ehemaligen Verbündeten des Deutschen Reichs). In Jugoslawien wurde ein Teil der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen sogar den Partisanen in verschiedener Hinsicht gleichgesetzt, allerdings war dies im Slowenien der frühen Nachkriegszeit anders: Im dortigen Dachau-Prozess wurden gerade befreite Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wie Kollaborateure oder Täter verurteilt.⁶⁸ Ansonsten herrschte ein Stolz im sozialistischen Jugoslawien, über das nationalsozialistische Deutschland gesiegt zu haben, der zumeist auch Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen einbezog, während in der Sowjetunion der Stolz auf Soldaten *gegen* die Anerkennung der Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen als Verfolgte des Nationalsozialismus gestellt wurde.

Zum sowjetischen Einflussbereich im Osteuropa der Nachkriegszeit gehörten aber nicht nur Staaten, die mit der Sowjetunion im Krieg gegen das Deutsche Reich verbunden waren, sondern auch jene, die zuvor mit dem Deutschen Reich gegen die Sowjetunion Krieg geführt hatten, wie Bulgarien, die Slowakei, Kroatien und andere.⁶⁹ Das Erstaunliche ist nun, dass auch in diesen Ländern das dominante Bild von der heroischen sowjetischen Armee und der kommunistischen Partei durchgesetzt wurde und jahrzehntelang die Geschichtspolitik bestimmte. Der Erfolg dieses kommunistischen „Masternarrativs“ in Kroatien, Bulgarien usw. oder auch in der besetzten und geteilten Slowakei ist meiner Ansicht nach nicht allein dadurch zu erklären, dass dort nach 1945 Parteien an die Macht kamen, die mit der Sowjetunion verbündet waren, sondern auch dadurch, dass nach einer kurzen, aber durchaus harten Bestrafungsphase eine verdeckte, fast heimliche nicht-offizielle Amnestie der früheren Gegner durch die herrschende Ideologie und Staatspraxis stattfand. Das hieß, dass auch die früheren Feinde in diesen Staaten leben und sogar eine begrenzte Karriere machen konnten, wenn sie sich nicht offen für eine andere Sicht auf die Geschichte aussprachen oder einsetzten. Gerade das vorherrschende Geschichtsbild der heroischen Soldaten und kommunistischen Partisanen erlaubte also einen inneren Frieden in diesen früheren Feindstaaten der Sowjetunion – zumindest für eine begrenzte Zeit von ein oder zwei Generationen.

Nicht nur in Osteuropa herrschte in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegszeit ein Bild auf die Geschichte des Zweiten Weltkrieges vor, das von der Heroik des Krieges gegen das nationalsozialistische Deutsche Reich und des Widerstandes gegen den Faschismus bestimmt war. Auch in den meisten westeuropäischen Ländern dominierten ähnliche Vorstellungen, denen einige weniger heroische Seiten untergeordnet wurden. In Frankreich beispielsweise bestimmten jahrzehntelang die Rolle der Exil-Regierung de Gaulles oder die Aktionen der Résistance das Bild der französischen Erinnerungskultur. Die Masse der Franzosen hatte jedoch unter der deutschen Besatzung oder im Vichy-Frankreich des Marschall Petains leben und sich arrangieren müssen, die wenigstens davon als Widerständler, Kollaboration, Anpassung und Opportunismus eignen sich aber wenig zum Ausbau einer wieder zu gewinnenden natio-

67 Siehe die hier abgedruckten Artikel von Šárka Jarská (Tschechien) und Viola Jakschowa (Slowakei).

68 Siehe dazu vor allem die Artikel von Monika Kočevár über Slowenien, von Christian Schoelzel über Kroatien und von Barbara Wiesinger über Serbien.

69 Vgl. dazu unter anderem die Aufsätze von Ana Luleva zu Bulgarien, von Viola Jakschová zur Slowakei und von Christian Schölzel zu Kroatien.

nalen Identität.⁷⁰ Noch schwerer waren in dieses Bild Mittäterschaft und Kollaboration bei der Vernichtung der französischen Juden zu integrieren. Auch hier half das „Masternarrativ“ von der Résistance und der Exilregierung – ungewollt oder nicht – jenen, die mit den deutschen Besatzern kollaboriert, Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen oder sich angepasst hatten. Erst spät gab es – nach einigen frühen Bestrafungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit – eine Auseinandersetzung mit der Kollaboration in Frankreich. Aber bis heute werden beispielsweise bei den Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen Unterschiede gemacht zwischen jenen, die aus dem besetzten Frankreich nach Deutschland transportiert worden waren, und jenen, die mit französischen Papieren aus dem Vichy-Frankreich nach Deutschland verbracht worden waren. Die ersten werden wie Nazi-Opfer oder als Angehörige des Widerstandes behandelt, die zweiten nicht.

Ähnliche Widersprüche gab es in anderen Ländern Westeuropas, beispielsweise in Dänemark, wo es Bündnisse mit Nazi-Deutschland gab, in Norwegen, dessen erzwungene Kollaborationsregierung unter Quisling generell den Namen für Kollaborations-Regimes lieferte, oder in Belgien. Besonders bemerkenswert ist Italien, das immerhin bis zum gesonderten Waffenstillstand vom 8. September 1943 Verbündeter des Deutschen Reiches war, aber dennoch in der Nachkriegszeit die Niederwerfung des Mussolini-Faschismus und den Widerstand betonte, obwohl der Widerstand relativ schwach entwickelt war und König Vittorio Emanuele III. und die neue Regierung zunächst flüchten mussten. Die eigentlich heroische Leistung zeigte die große Masse der italienischen Soldaten, die sich dann nicht an die Seite der Deutschen Wehrmacht stellte, was ihnen fast überall vom deutschen Militär angeboten worden war, sondern die Gefangenschaft wählten und als „Italienische Militärinternierte“ Zwangsarbeit in Deutschland und in besetzten Gebieten leisten musste. Aber ihre Geschichte wurde, gemessen an der Geschichte des Widerstandes, der Absetzung Mussolinis und der Kriegserklärung an Deutschland, ebenfalls marginalisiert.⁷¹

In Spanien beginnt man erst in jüngerer Zeit die Geschichte des Franco-Regimes und seiner Opfer aufzuarbeiten, nachdem jahrelang nach dem Tode Francos und nach dem Übergang zu einer Demokratie unter einer konstitutionellen Monarchie die Geschichte der Opfer des Bürgerkrieges und der Diktatur kaum bearbeitet worden war. Das soll nun nach Verabschiedung des so genannten Erinnerungsgesetzes im Spanischen Parlament am 12. Dezember 2006 anders werden.⁷²

Österreich wird zumeist in diesem Zusammenhang vergessen, obwohl jeder oder jede zehnte zur Zwangsarbeit nach Deutschland verbrachte Person in Österreich ar-

70 Vgl. den Beitrag von Anne-Marie Granet-Abisset in diesem Band und auch ihre Studie: ‘Témoins et témoins en situation limite’, in: Wievioka, A. et Mouchard, C. (Hg.): *La Shoa, oeuvres et témoignages*, o.O. 1999, S. 189-202. Allgemein: Helga Bories-Sawala: *Franzosen im „Reichseinsatz“: Deportation, Zwangsarbeit, Alltag – Erfahrungen und Erinnerungen von Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern*, Frankfurt a. M., Bern, New York, Paris, Wien 1996.

71 Bereits früh: Claudio Sommaruga: *Cifre della resistenza degli ufficiali italiani internati nei lager nazisti*, in: “Quaderni di storia contemporanea”, VI (1986), S. 21-38; jünger: Gabriele Hammermann: *Gli internati militari italiani in Germania, 1943-1945*, trad.it. il Molino, Bologna 2004. Vgl. auch den Beitrag von Doris Felsen und Viviana Frenkel in diesem Band.

72 Vgl. dazu Walther L. Bernecker und Sören Brinkmann: *Kampf der Erinnerungen. Der Spanische Bürgerkrieg in Politik und Gesellschaft 1936-2006*, Heidelberg 2006. Siehe auch den Aufsatz von Mercedes Vilanova zu Spanien in diesem Band.

beiten musste,⁷³ insgesamt mindestens eine Million.⁷⁴ Das KZ Mauthausen mit allen seinen Nebenlagern und dem berüchtigten Steinbruch war eines der schlimmsten KZ für Sklavenarbeit; außerdem gab es Verfolgungsorgane, die von österreichischen SSlern geführt wurden, wie die Leitung der Euthanasieprogramme durch das „T4“⁷⁵. Österreich konnte sich jahrzehntelang hinter der schon früh von den Alliierten in Moskau initiierten und dann auch vertretenen Politik verstecken, das Land sei das erste Opfer der nationalsozialistischen Expansion gewesen. Erst die Auseinandersetzung um die Vergangenheit des österreichischen UN-Generalsekretärs (1976 bis 1981) und Bundespräsidenten (1986 bis 1992) Kurt Waldheim in den Jahren 1986/87 führte zu einer differenzierteren Sicht.

In Deutschland selbst waren jahrzehntelang besonders die Sklaven- und Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen ebenfalls nicht anerkannt und mussten noch länger vergeblich um Entschädigung kämpfen, ebenso wie die „Politischen“ oder die verurteilten ehemaligen Deserteure, die ebenfalls oft Zwangsarbeit leisten mussten. Es dauerte fast eine Generation, ehe sich hier Änderungen anbahnten und zwei Generationen, ehe Anerkennung und Entschädigung politisch durchsetzbar waren.⁷⁶

Demgegenüber gab es hohe Anerkennungen in Israel, den USA und – begrenzt – auch in Immigrationsländern mit eigenen Formen der Organisierung und Erinnerungspolitik.

Zusammengefasst heißt dies: Europa erscheint noch heute, betrachtet man die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg, den Holocaust, den Widerstand oder auch an die Kriegsgefangenen sowie an die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, wie ein bunter Flickenteppich: Frühere Frontstellungen aus dem Krieg wirken nach, die verschiedenen politischen Systeme und Nachkriegsgesellschaften haben unterschiedliche Erinnerungskulturen in verschiedenen regionalen Räumen herausgebildet, die mit dem Kalten Krieg an Schwung gewannen, und die jeweiligen Regierungen haben mit der Geschichte und den Erinnerungen an den Krieg „Vergangenheitspolitik“ betrieben. Die Erinnerungskulturen auch in Westeuropa sind viel gespaltener, als es die „Geschichtspolitik“ der Nachkriegszeit nahelegen. Ihr Hauptnarrativ vom antifaschistischen Krieg und Widerstand war – um es zu wiederholen – sehr erfolgreich gerade deshalb, weil es die weniger heroischen Seiten des Krieges, die Kollaboration und die Beteiligung an Verbrechen verdeckte und damit den Nachkriegsgesellschaften eine zumindest oberflächliche Aussöhnung ermöglichte. Aber unterhalb dieser Geschichtspolitik blieben andere, verdeckte, informelle, besonders familiäre Erinnerungskulturen bestehen und rieben sich nun mit den offiziellen – besonders in Osteuropa, aber nicht nur dort. Und es ist unklar, welche „Erinnerungsbündnisse“ nun zu

73 Stefan Karner, Peter Ruggenthaler und Barbara Stelz-Marx (Hg.): NS-Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie. Die Lapp-Finze AG in Kalsdorf bei Graz, Graz 2004, S. 8. Vgl. zur Zwangsarbeit in Österreich Oliver Rathkolb (Hg.): NS-Zwangsarbeit: Der Standort Linz der Reichswerke Hermann Göring AG Berlin 1938-1945, Wien, Köln, Weimar 2001 (in zwei Bänden). Der zweite Band, von Karl Fallend besorgt, befasst sich mit „(Auto)-Biographischen Einsichten“.

74 So Bertrand Perz auf der Holocaust Studies Tagung „Arbeit und Vernichtung“ der Arbeiterkammer in Wien vom 27. bis 29. Juli 2007 in seiner Einführung am 27. Juli, a.a.O.

75 Die Führung des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms war in den entscheidenden Positionen von österreichischen SS-Angehörigen besetzt und hatte ihren Sitz in der Tiergartenstraße 4 in Berlin (daher „T4“).

76 Vgl. die Einleitung der Herausgeber dieses Bandes.

Beginn des 21. Jahrhunderts in Ost- und Westeuropa, im politisch vereinten Europa von neuen Generationen geschlossen werden.

5.3 Kulturelles Gedächtnis oder gesplante Erinnerungskulturen?

Es gibt also ganz verschiedene Arten von Erinnerungskulturen, in denen die damaligen Erfahrungen der Sklaven- und Zwangsarbeit unterschiedlich zusammengefasst, verarbeitet und kontextualisiert werden, und zwar nicht nur in den einzelnen Staatsführungen, sondern auch innerhalb der Gesellschaften dieser Länder.

Deutschland ist ein Parade-Beispiel dafür: Es ist ein Land mit gesplanten Erinnerungskulturen, die das Dritte Reich bzw. den Nationalsozialismus, den Krieg und die Sowjetische Besatzungszone bzw. die SED-Diktatur betreffen: unter anderem zwischen Ost und West über Jahrzehnte andauernd⁷⁷, zwischen den Generationen, zwischen Konservativen und der beginnenden Studentenbewegung, zwischen deutschen Kriegsgefangenen und den Opfern des Nationalsozialismus, zwischen jüdischen Überlebenden und Opfern sowjetischer Willkür. Diese Widersprüche haben auch zu unterschiedlichen Opferhierarchien in der DDR und der BRD geführt. Während in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR die kommunistischen Kämpfer gegen den Faschismus besonders geachtet waren, erfuhren die „Nur-Opfer“ geringere Anerkennung und Unterstützung. Im Westen dagegen wurden die kommunistischen Widerstandskämpfer, die die zahlenmäßig stärkste Widerstandsgruppe stellten, in der Nachkriegszeit nicht oder nur begrenzt als Opfer gesehen, manchmal sogar kriminalisiert und nicht selten ohne Entschädigung gelassen. Demgegenüber waren es die Militärs des 20. Juli 1944, die in der BRD eine besondere Würdigung erhielten ebenso wie die christliche Jugendopposition der „Weißen Rose“ in München.

Diese gesplanten Erinnerungskulturen mit unterschiedlichen Opferhierarchien sind für Deutschland überdeutlich, aber sie sind auch in anderen Gesellschaften zu beobachten oder sogar der „Normalfall“ im 20. Jahrhundert. Sie werden besonders sichtbar dort, wo der Nationalsozialismus in die doppelte Diktaturerfahrung durch Nationalsozialismus und Stalinismus eingebettet wird (wie in fast ganz Osteuropa außerhalb der Sowjetunion, besonders in Polen, im Baltikum⁷⁸, in Tschechien oder auch Ungarn), ganz anders als in Westeuropa oder Israel.

5.4 Internationalisierung des Holocaust – Nationalisierung der Zwangsarbeit?

In dem hier vorgestellten Sklaven- und Zwangsarbeiter-Projekt wurde die These immer deutlicher, dass eine *erstaunliche Internationalisierung der Darstellung der Holocausterfahrung* zu beobachten ist und eine ebenso bemerkenswerte „Nationalisierung“ der Kriegs- und Zwangsarbeitererfahrung. Die Vorbilder von Yad Vashem oder des Holocaust Memorial Museum in Washington sind auch in Museen und Ausstellungen in Osteuropa zu spüren, wenn es um die Shoah geht. Allerdings gibt es auch in diesem Zusammenhang einige Rücksichtnahmen auf nationale Besonderheiten.⁷⁹

77 Noch heute bestehen erhebliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen in der Bedeutung, die der Aufarbeitung des Nationalsozialismus zugeschrieben wird. So die Ergebnisse von Befragungen durch das Allensbacher Institut für Meinungsforschung

78 Über Zwangsarbeit in Litauen schrieb Rose Lerer Cohen einen Aufsatz in diesem Band.

79 In Budapest beispielsweise wird im Holocaustmuseum eine bemerkenswerte Rücksicht auf die Person und die Regierungen Horty genommen.

Aber es sind besonders die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die national sehr spezifisch in öffentlichen Präsentationen behandelt werden, auch sehr unterschiedlich in ihrer Klassifizierung als Verfolgte des Nationalsozialismus im Verhältnis zu den kommunistischen Widerstandskämpfern. In manchen Museen des Baltikums und Ungarns wird die sowjetisch-stalinistische Diktatur teilweise ähnlich verurteilt wie die deutsche nationalsozialistische, wenn nicht stärker⁸⁰, was zu manchen Verwerfungen in der Behandlung des Holocaust führt – so dann, wenn zum Beispiel in Budapest Verurteilungen von Kollaborateuren in der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik während der Nachkriegszeit als stalinistische Justizverbrechen behandelt werden.

Unabhängig von der „großen Politik“ in Ost und West nach 1945 war es für alle, die man zur Sklaven- und Zwangsarbeit verdammt hatte, persönlich bedeutsam, ob man sie als Opfer ernst nahm, anerkannte und ihnen half, mit dieser ihrer Vergangenheit fertig zu werden, oder nicht. Denn die Anerkennung als Opfer lindert den Schmerz um das eigene Leiden und die Trauer um die Leidensgenossen. Anerkennung legt die Hoffnung nahe, dass ihr Leiden nicht umsonst war, dass ihre Gesellschaften aus dieser Vergangenheit vielleicht sogar lernen könnten, selbst wenn sie wissen, dass diese ihre Erfahrungen auch für nachfolgende politische Systeme Element der eigenen Selbstdarstellung und Stabilisierung im Positiven wie im Negativen wurden. Anerkennung bedeutet auch, dass es einen Bedeutungsgewinn ihrer persönlichen Lebensgeschichte dann gab und gibt, wenn sich die Zeitgeschichte, die Politik, die Gedenkstätten oder die Lehrerschaft für ihre Erfahrungen interessiert. Man kann umgekehrt ahnen, was es für die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen wie für alle Verfolgten bedeutet, wenn all dies fehlt.

In diesem Sinne haben auch wir dieses Projekt verstanden und hoffen, dass sich durch diese Dokumentation und Forschung die Position derjenigen stärkt, die zur Sklaven- und Zwangsarbeit nach Deutschland und die besetzten Gebiete transportiert worden waren. Ein Denkmal ganz besonderer Art wollten wir schaffen – nicht aus Stein oder Bronze, sondern aus ihren eigenen Erzählungen und Lebensgeschichten.

80 Beispielsweise in den großen nationalen Museen Rigas und Tallins.